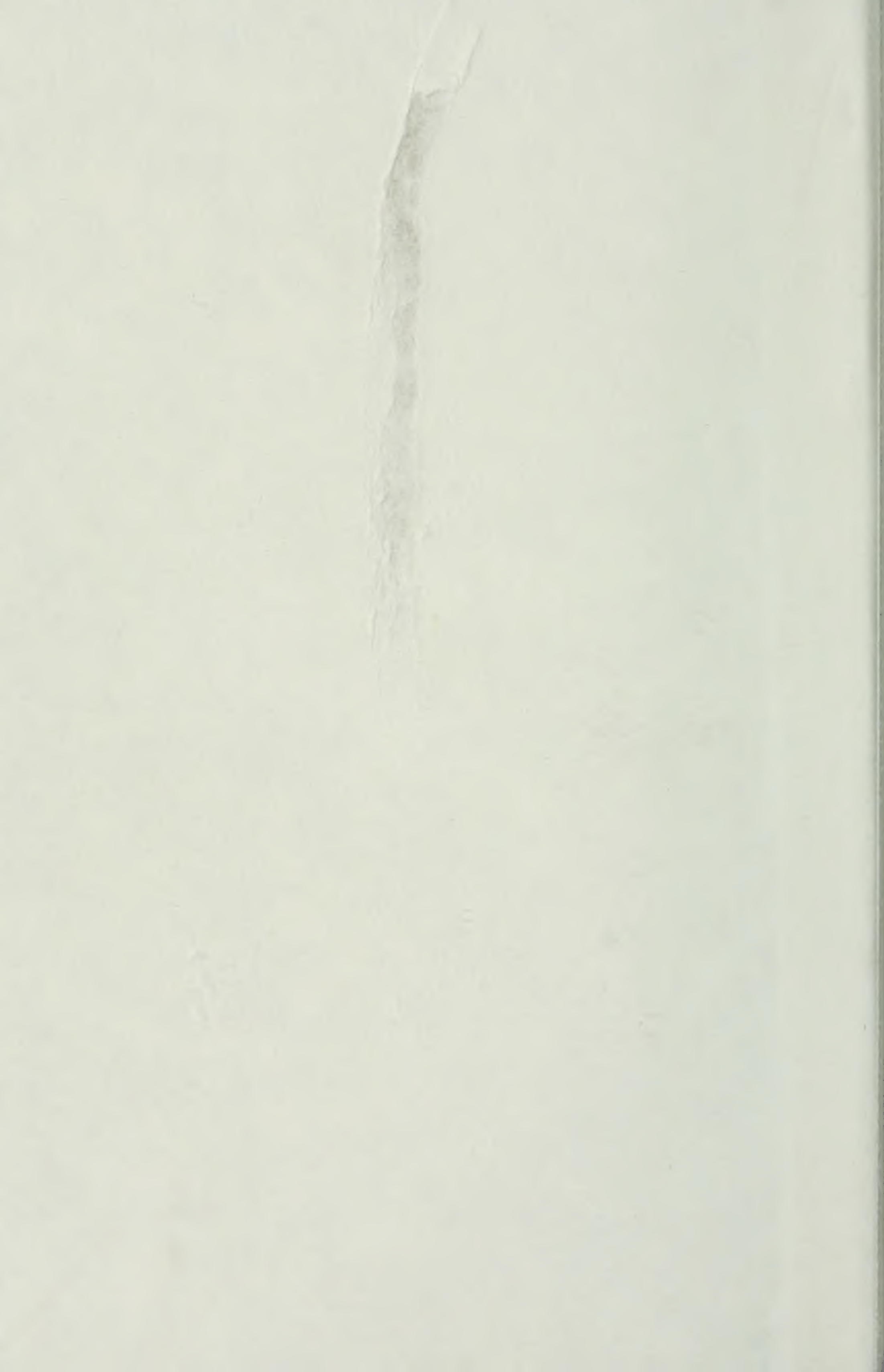
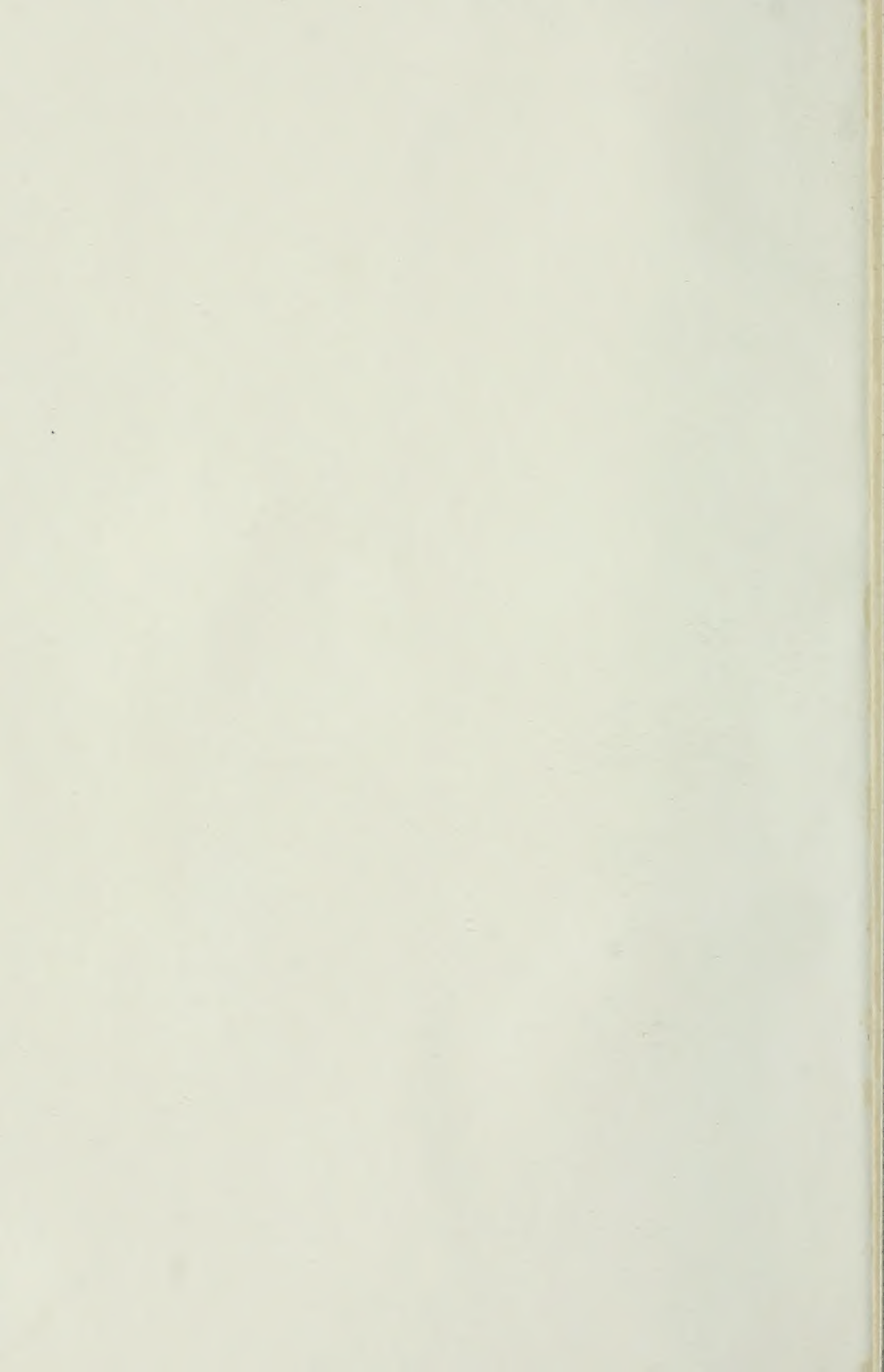

INSEL-ALMANACH
doppelt
1917





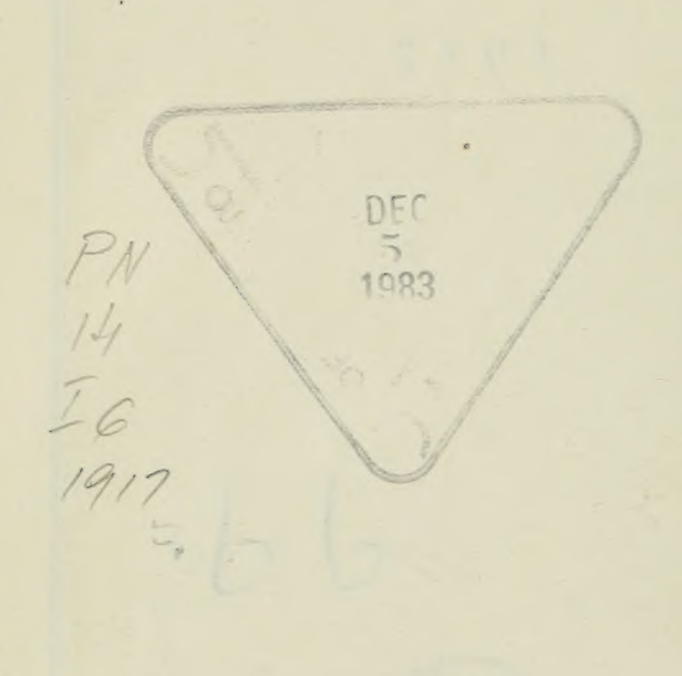
INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1917



IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG


DEC
5
1983

Kalendarium

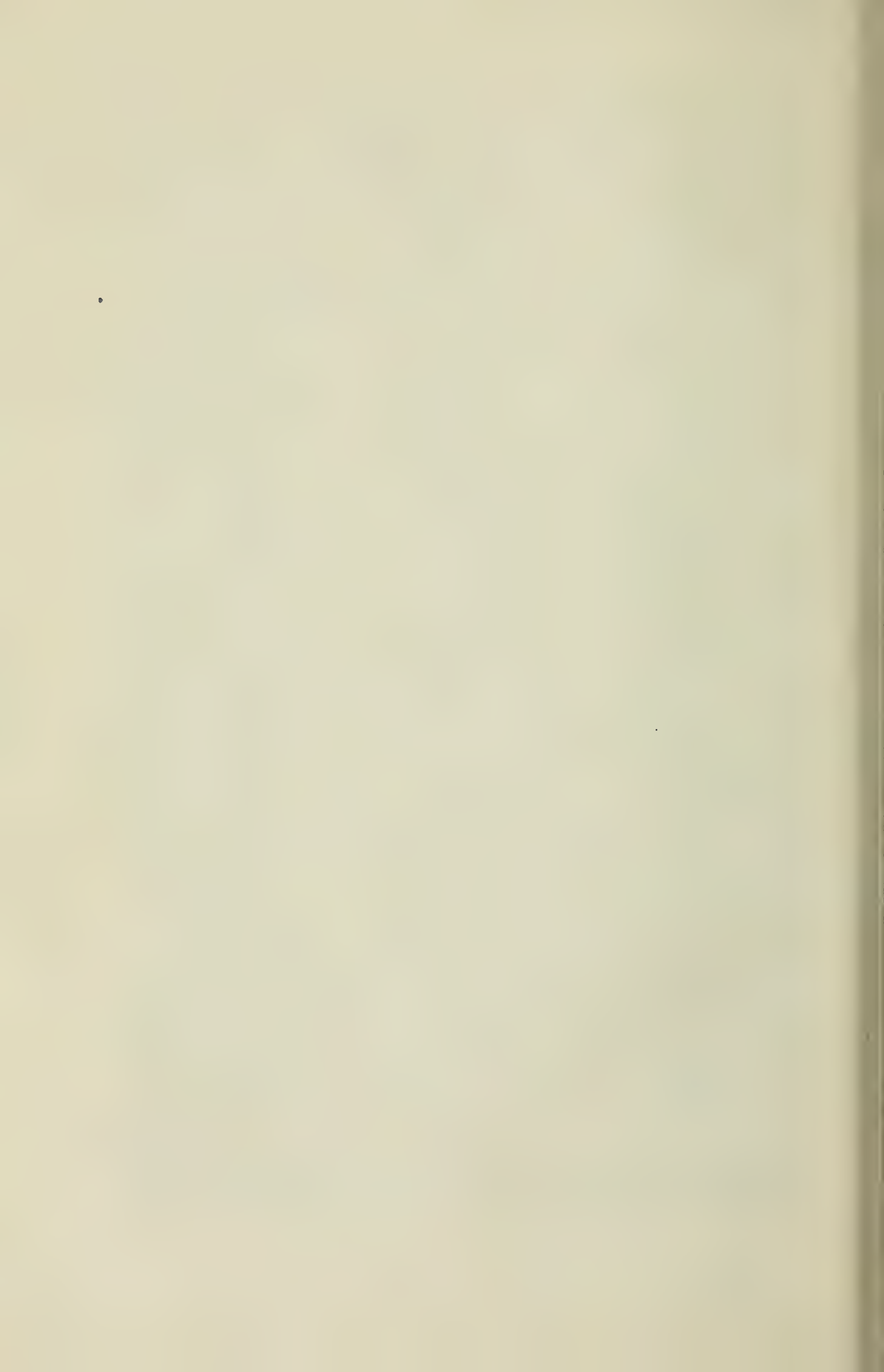
Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.
GOETHE

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Donnerstag	1	Donnerstag
2	Dienstag	2	Freitag	2	Freitag
3	Mittwoch	3	Sonnabend	3	Sonnabend
4	Donnerstag	4	Septuages.	4	Reminiscere
5	Freitag	5	Montag	5	Montag
6	Sonnabend	6	Dienstag	6	Dienstag
7	1. S. n. Epiph.	7	Mittwoch ○	7	Mittwoch
8	Montag ○	8	Donnerstag	8	Donnerstag ○
9	Dienstag	9	Freitag	9	Freitag
10	Mittwoch	10	Sonnabend	10	Sonnabend
11	Donnerstag	11	Sexagesima	11	Okuli
12	Freitag	12	Montag	12	Montag
13	Sonnabend	13	Dienstag	13	Dienstag
14	2. S. n. Epiph.	14	Mittwoch	14	Mittwoch
15	Montag	15	Donnerstag ☾	15	Donnerstag
16	Dienstag ☾	16	Freitag	16	Freitag ☾
17	Mittwoch	17	Sonnabend	17	Sonnabend
18	Donnerstag	18	Estomihi	18	Lätare
19	Freitag	19	Montag	19	Montag
20	Sonnabend	20	Dienstag	20	Dienstag
21	3. S. n. Epiph.	21	Mittwoch ●	21	Mittwoch
22	Montag	22	Donnerstag	22	Donnerstag
23	Dienstag ●	23	Freitag	23	Freitag ●
24	Mittwoch	24	Sonnabend	24	Sonnabend
25	Donnerstag	25	Invokavit	25	Judika
26	Freitag	26	Montag	26	Montag
27	Sonnabend	27	Dienstag	27	Dienstag
28	4. S. n. Epiph.	28	Mittwoch ☽	28	Mittwoch
29	Montag			29	Donnerstag
30	Dienstag ☽			30	Freitag ☽
31	Mittwoch			31	Sonnabend

April		Mai		Juni	
1	Palmarum	1	Dienstag	1	Freitag
2	Montag	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Dienstag	3	Donnerstag	3	Trinitatis
4	Mittwoch	4	Freitag	4	Montag
5	Donnerstag	5	Sonnabend	5	Dienstag 🌕
6	Freitag	6	Kantate	6	Mittwoch
7	Sonnabend 🌕	7	Montag 🌕	7	Donnerstag
8	Ostern	8	Dienstag	8	Freitag
9	Ostermontag	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Dienstag	10	Donnerstag	10	1. S. n. Trin.
11	Mittwoch	11	Freitag	11	Montag
12	Donnerstag	12	Sonnabend	12	Dienstag 🌗
13	Freitag	13	Rogate	13	Mittwoch
14	Sonnabend 🌗	14	Montag 🌗	14	Donnerstag
15	Quasim. Gen.	15	Dienstag	15	Freitag
16	Montag	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Donnerstag	17	2. S. n. Trin.
18	Mittwoch	18	Freitag	18	Montag
19	Donnerstag	19	Sonnabend	19	Dienstag 🌑
20	Freitag	20	Exaudi	20	Mittwoch
21	Sonnabend 🌑	21	Montag 🌑	21	Donnerstag
22	Miser. Dom.	22	Dienstag	22	Freitag
23	Montag	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Donnerstag	24	3. S. n. Trin.
25	Mittwoch	25	Freitag	25	Montag
26	Donnerstag	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Freitag	27	Pfingsten	27	Mittwoch 🌓
28	Sonnabend	28	Pfingstmont.	28	Donnerstag
29	Jubilate 🌓	29	Dienstag 🌓	29	Freitag
30	Montag	30	Mittwoch	30	Sonnabend
		31	Donnerstag		

	Juli		August		September
1	4. S. n. Trin.	1	Mittwoch	1	Sonnabend ○
2	Montag	2	Donnerstag	2	13. S. n. Trin.
3	Dienstag	3	Freitag ○	3	Montag
4	Mittwoch ○	4	Sonnabend	4	Dienstag
5	Donnerstag	5	9. S. n. Trin.	5	Mittwoch
6	Freitag	6	Montag	6	Donnerstag
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Freitag
8	5. S. n. Trin.	8	Mittwoch	8	Sonnabend ☾
9	Montag	9	Donnerstag ☾	9	14. S. n. Trin.
10	Dienstag	10	Freitag	10	Montag
11	Mittwoch ☾	11	Sonnabend	11	Dienstag
12	Donnerstag	12	10. S. n. Trin.	12	Mittwoch
13	Freitag	13	Montag	13	Donnerstag
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Freitag
15	6. S. n. Trin.	15	Mittwoch	15	Sonnabend
16	Montag	16	Donnerstag	16	15. S. n. Tr. ●
17	Dienstag	17	Freitag ●	17	Montag
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Dienstag
19	Donnerstag ●	19	11. S. n. Trin.	19	Mittwoch
20	Freitag	20	Montag	20	Donnerstag
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Freitag
22	7. S. n. Trin.	22	Mittwoch	22	Sonnabend
23	Montag	23	Donnerstag	23	16. S. n. Trin.
24	Dienstag	24	Freitag	24	Montag ☽
25	Mittwoch	25	Sonnabend ☽	25	Dienstag
26	Donnerstag	26	12. S. n. Trin.	26	Mittwoch
27	Freitag ☽	27	Montag	27	Donnerstag
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Freitag
29	8. S. n. Trin.	29	Mittwoch	29	Sonnabend
30	Montag	30	Donnerstag	30	17. S. n. Tr. ○
31	Dienstag	31	Freitag		

Oktober		November		Dezember	
1	Montag	1	Donnerstag	1	Sonnabend
2	Dienstag	2	Freitag	2	1. Advent
3	Mittwoch	3	Sonnabend	3	Montag
4	Donnerstag	4	22. S. n. Trin.	4	Dienstag
5	Freitag	5	Montag	5	Mittwoch
6	Sonnabend	6	Dienstag ☾	6	Donnerstag ☾
7	18. S. n. Tr. ☾	7	Mittwoch	7	Freitag
8	Montag	8	Donnerstag	8	Sonnabend
9	Dienstag	9	Freitag	9	2. Advent
10	Mittwoch	10	Sonnabend	10	Montag
11	Donnerstag	11	23. S. n. Trin.	11	Dienstag
12	Freitag	12	Montag	12	Mittwoch
13	Sonnabend	13	Dienstag	13	Donnerstag
14	19. S. n. Trin.	14	Mittwoch ●	14	Freitag ●
15	Montag	15	Donnerstag	15	Sonnabend
16	Dienstag ●	16	Freitag	16	3. Advent
17	Mittwoch	17	Sonnabend	17	Montag
18	Donnerstag	18	24. S. n. Trin.	18	Dienstag
19	Freitag	19	Montag	19	Mittwoch
20	Sonnabend	20	Dienstag	20	Donnerstag
21	20. S. n. Trin.	21	Mittwoch ☽	21	Freitag ☽
22	Montag	22	Donnerstag	22	Sonnabend
23	Dienstag ☽	23	Freitag	23	4. Advent
24	Mittwoch	24	Sonnabend	24	Montag
25	Donnerstag	25	25. S. n. Trin.	25	Heil. Christf.
26	Freitag	26	Montag	26	2. Christtag
27	Sonnabend	27	Dienstag	27	Donnerstag
28	21. S. n. Trin.	28	Mittwoch ○	28	Freitag ○
29	Montag	29	Donnerstag	29	Sonnabend
30	Dienstag ○	30	Freitag	30	S. n. Weihn.
31	Mittwoch			31	Silvester



GUIDO GEZELLE: BESUCH AM GRAB

Ich wandelt', ich wandelt' allein,
Ich wandelt' und sprach mit dem Herrn:
Er sprach und ich hört', und er hört' und ich sprach;
Ich wandelt' und sprach mit dem Herrn.

Wer lenkte, wer lenkt' mir den Schritt?
Wo lenkten mein' Schritte mich hin?
Ich weiß nicht, doch irgendwer lenkt' mich; ich ging,
Und stand auf dem Kirchhof allein.

Da steht er, der Turm dort, er ists,
Der Hahn auf dem Turme, er ists;
Da steht er, der Turm, und die Kirche, und 's Kreuz:
Hier hab ich schon einmal geweilt.

Hier legt' ich den Freund in das Grab,
Ich legt', — und er schläft in dem Grab,
Und Jesus in seinem hochheiligen Zelt
Wacht neben ihm, neben dem Grab.

Wo, sag mir, o schweigendes Feld,
Wo liegt er begraben? . . . Allhier?
Wo ists, daß ich weinend mein Auge verbarg
Und sagte: „Fahrwohl, ach, fahrwohl"?

Das Wasser geht auf und geht zu,
Das Wasser geht hoch und hinab; —
Wirft spielend ein Knabe ein Steinchen hinein,
Das Wasser geht hoch und hinab.

Das Wasser geht hoch und hinab,
Das Wasser geht auf und geht zu,
Und 's Wasser ist bald wieder eins und ganz still:
Wo fiel und liegt nun der Stein?

Und die Erde geht auf und geht zu,
Auch die Erde geht hoch und hinab,
Wenn der Totengräber um Lohn einen Sarg
Hinuntersenkt . . . offen . . . und . . . zu.

Und die Erde geht hoch und hinab,
Auch die Erde geht auf und geht zu:
Und, höh'r eine Zeit, als die anderen rings,
Da zeigt man ein Grab und sagt: Da!

Und die Erde sinkt langsam hinab,
Und die Erde sinkt wiederum zu,
Und wiederum streckt seinen Arm darnach aus
's vergessende Gras und wächst zu.

Und die Erde geht auf und geht zu,
Und die Erde geht hoch und hinab,
Und bald ist es wieder so eben und grün,
So eben wie alles ringsum.

Was sagst du, o schweigendes Feld,
Wo liegt er, wo liegt er nun, er?
Wo ists, daß ich weinend mein Auge verbarg
Und sagte: „Fahrwohl, du, fahrwohl"?

Ein' Stimme, — kein' andere sprach, —
Ein' Stimme, kein' andre, kein' ein',
„Komm her,“ sprach die Stimme, am Kreuz, „er liegt hier:
Komm her“, sprach die Stimme, „zum Kreuz!“

O Stimme vom holzenen Kreuz,
O Kreuz unsres Herrn, sei gegrüßt;
Du prangende Frucht an dem edelen Baum,
Gekreuzigter Heiland, gegrüßt!

Wo stehst du, mir hoch überm Haupt,
Wo stehst du, der sank in das Grab,
Wo stehst du, wo steht . . . daß ichs grüße, das Kreuz,
Dich grüße, o edeles Kreuz?

O Stimme vom holzenen Kreuz,
O Stimm' von dem holzenen Kreuz,
Ich fragte so oftmal, ich fragt' im Gebet,
. . . die Antwort ist immer: das Kreuz.

O Kreuz auf dem Turm und im Gras,
O Kreuz am versunkenen Grab,
O Kreuz, wo du stehst oder gehst, sei gegrüßt,
Gegrüßt sei mir 's heilige Kreuz!

O Stamm von dem heiligen Kreuz!
Triumphendes holzenes Kreuz,
Du zeigtest . . . ich fand meinen Freund; find' Er mich,
Der starb an dem heiligen Kreuz!

Aus dem Flämischen von A. K.

GUIDO GEZELLE: DREI GEDICHTE

Die Nachtigall

Wo sitzt der helle Sänger, den
Ich hören kann und selten sehn,
  Ins Laub geborgen
Den blanken Maitagmorgen?

Er singt zu Tod die Vögel all
Durch seiner Kehlen Zauberschall
  Und wildes Schlagen
In Büschen und in Hagen.

Wo sitzt er? Nein ich seh ihn nicht;
Doch hör ich, hör ich, höre dicht
  Sein goldgewoben
Geläut im Wipfel droben.

So singt frühmorgens mancher Mann
Und hebt im Stuhl zu weben an
  Aus festem Faden
Ein' Webe leinewaden.

Der Weber singt, die Webe surrt,
Die Lade kracht, die Zettel schnurrt;
  Leis fährt die Spule
Durchs Garn im Webestuhle.

So sitzt sie durch den Sommer schwül,
Wirft hin und wieder durchs Gestühl
  Von grünen Blättern
Ihr tausendfärbig Schmettern.

Was ists? Ein Mensch? Ein Vogel? Was?
Ein ungesehen Weihrauchfaß,
    Von Engelhänden
Entfacht zu süßen Bränden.

Was ists? Es ist ein Weckerspiel,
Mit Zähnen fein, mit Saiten viel
    Voll wackeren Münden,
Die güldenen Wohllaut künden.

Es ist — kein Reden macht sie kund —
Ein Funke Feuers, ein Botenmund
    Aus höheren Klausen,
Als da die Menschen hausen.

Horch, wie sie schluchzet laut und lang,
Lockt Lust und Leben liebebang
    Tief aus den Gründen
Von tausend Orgelschlünden.

Nun wirbeln Triller leicht und schnell;
Nun träufelts aus der Kehle hell,
    Wie Wassertropfen
Von Riesel-Dächern klopfen.

Nun tickt – als ob, vom Strang geschlüpft,
Ein Perlen-Schauer tanzend hüpft
    Auf Marmor-Stufen –
Im Takt geteilt ihr Rufen.

Kein Vogel lebt: sie weiß sein Lied,
Sein rundereimend Stimmgebiet
  Mit ihrem Schallen
Getreulich nachzumalen.

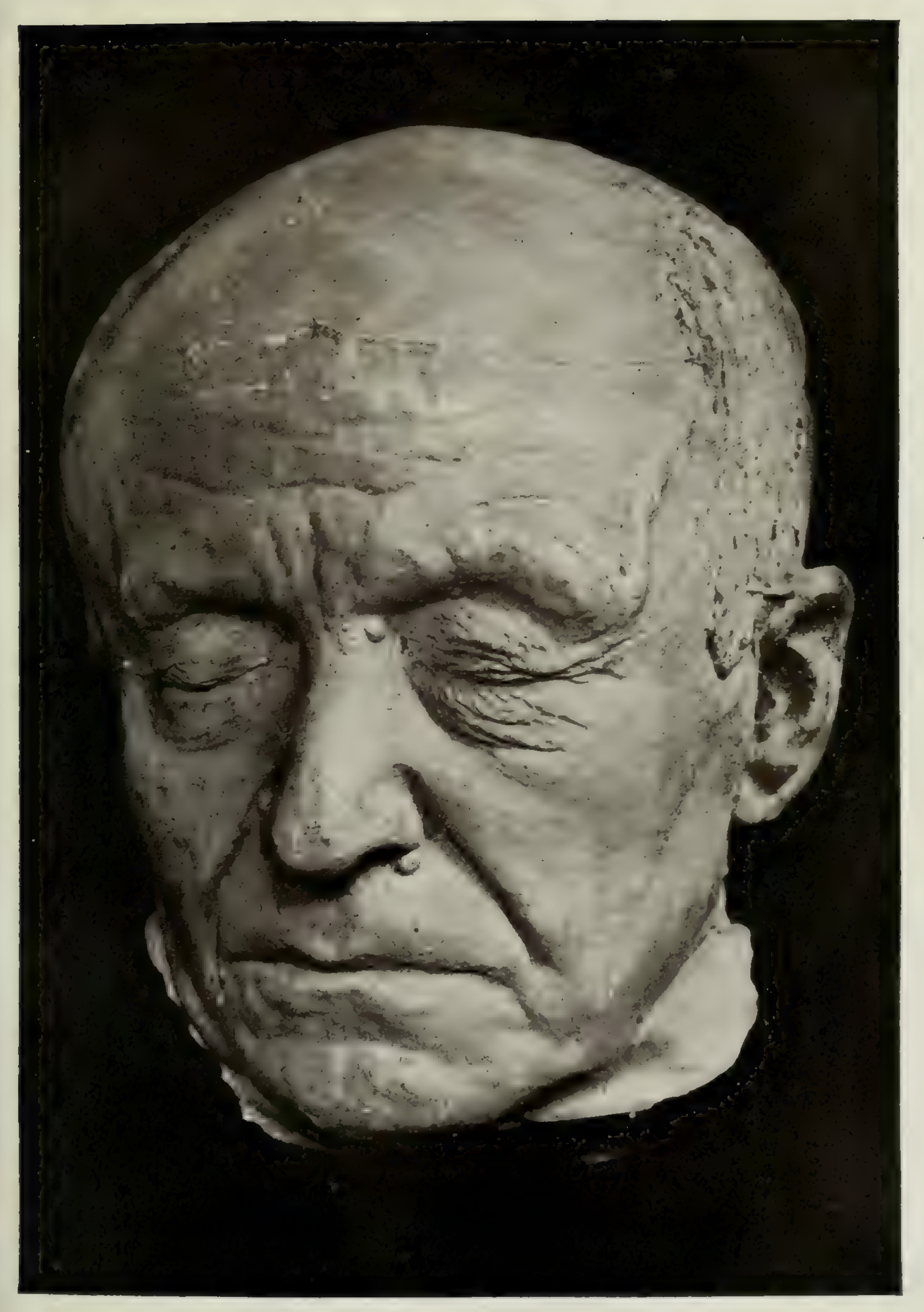
Drum kränkt michs nicht, wie hoch betagt,
Daß sie den Sangspreis hinnentrag
  Und, Vogel schöne,
Den alten Dichter höhne.

Auch hat dich noch kein Mensch verstan
Noch deinem Reichtum recht getan
  Und Wunderschalle,
O Königin Nachtigalle!

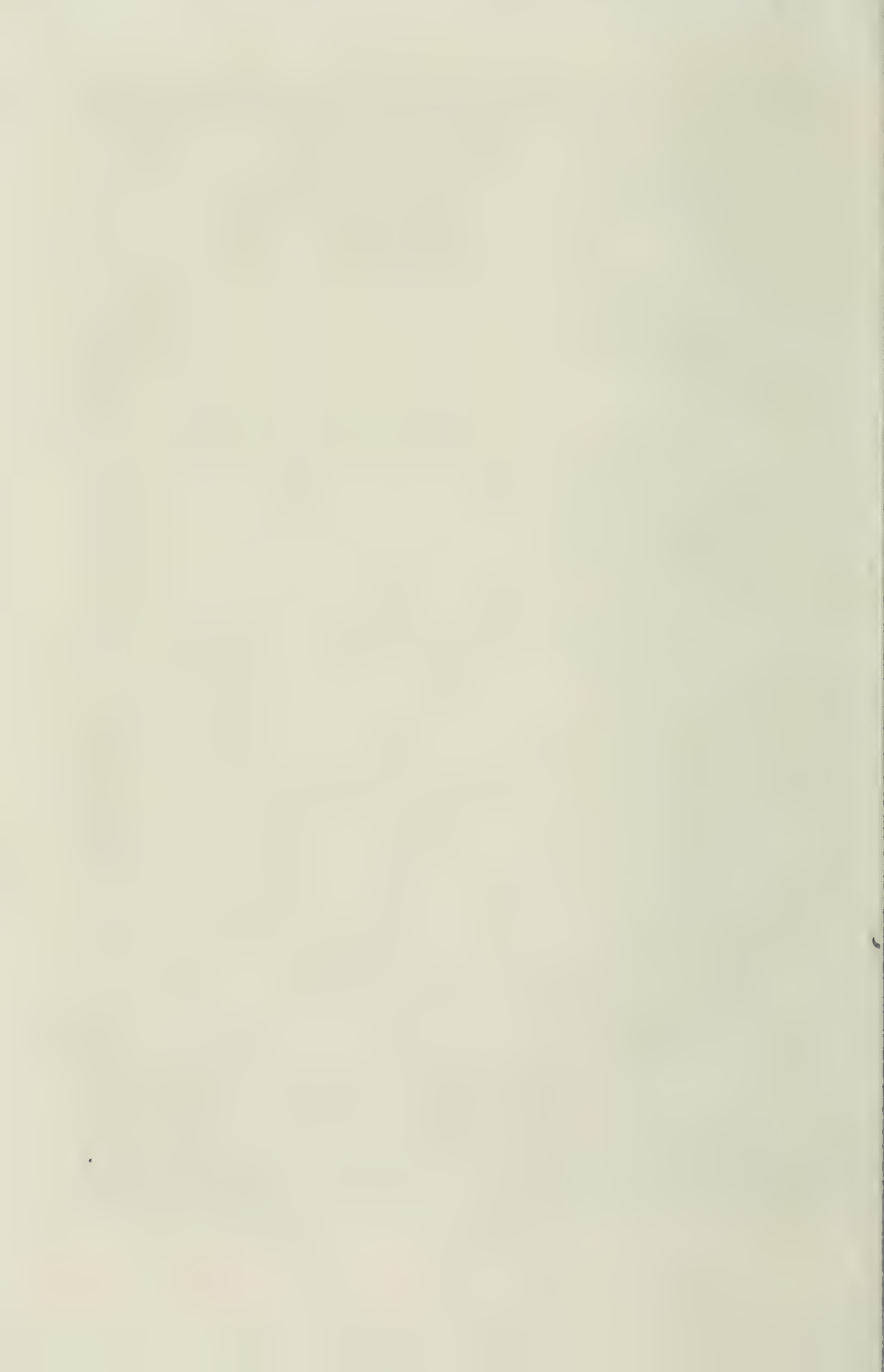
Winterstille

Ein Leilach weiß
Deckt weit und breit
Allum den Weltenacker.
Kein Mensch, und — sollt
Man meinen — 's wär
Kein lebend Herze wacker.

Das Vogelvolk
Verlegen und
Verlassen in den Zacken
Des Birnbaums hangt
Und piept, da nichts
Zu picken und zu packen.



Guido Gezelle im Tode



S' ist alles still
Und stumm allhier,
Allferne. Nur ein Schwatzen
Vernimmst du
Unterweilen noch
Und ein Geschwirr der Spatzen.

Maisang

Noch einmal nun das schöne
Lied und laß
Nicht einen süßen Runde-Reim
Verloren.
Dir Lippen auf und nieder
Läuft etwas,
Das in und um den Bienenkorb
Geboren.

S' ist Honig, das du singst, und
Allzu hold,
Um noch einmal mir nicht zu sein
Geschenket.
Mich lüstet, weil ich trink, und
Trinken wollt
Ich mehr, je mehr ich trank und bin
Getränket.

Aus dem Flämischen von Rud. Alex. Schroeder.

WINTERLICHE STANZEN

von ***

Nun sollen wir versagte Tage lange
ertragen in des Widerstandes Rinde;
uns immer wehrend, nimmer an der Wange
das Tiefe fühlend aufgetaner Winde.
Die Nacht ist stark, doch von so fernem Gange,
die schwache Lampe überredet linde.
Laß dichs getrösten: Frost und Harsch bereiten
die Spannung künftiger Empfänglichkeiten.

Hast du denn ganz die Rosen ausempfunden
vergangnen Sommers? Fühle, überlege:
das Ausgeruhte reiner Morgenstunden,
den leichten Gang in spinnverwebte Wege?
Stürz in dich nieder, rüttele, errege
die liebe Lust: sie ist in dich verschwunden.
Und wenn du eins gewahrst, das dir entgangen,
sei froh, es ganz von vorne anzufangen.

Vielleicht ein Glanz von Tauben, welche kreisten,
ein Vogelanklang, halb wie ein Verdacht,
ein Blumenblick (man übersieht die meisten),
ein duftendes Vermuten vor der Nacht.
Natur ist göttlich voll; wer kann sie leisten,
wenn ihn ein Gott nicht so natürlich macht?
Denn wer sie innen, wie sie drängt, empfände,
verhielte sich, erfüllt, in seine Hände.

Verhielte sich wie Übermaß und Menge
und hoffte nicht noch Neues zu empfangen,
verhielte sich wie Übermaß und Menge
und meinte nicht, es sei ihm was entgangen,
verhielte sich wie Übermaß und Menge
mit maßlos übertroffenem Verlangen
und staunte nur noch, daß er dies ertrüge:
die schwankende, gewaltige Genüge.

RICARDA HUCH: LUTHERS GLAUBE, Kap. XIX

Vor Jahren lernte ich ein paar junge Japaner kennen, die sich zu Studienzwecken in Europa aufhielten. Sie führten ein sehr ordentliches und ehrbares Leben, sie tranken nichts Alkoholisches, schweiften nach keiner Richtung aus und hielten sich im Grunde für viel kultivierter als uns Europäer. Sie mißbilligten, daß man sich bei uns küsse, überhaupt im Ausdruck der Gefühle gehen lasse; einer erzählte, wenn er nach jahrelanger Abwesenheit heimkäme, würde er die Seinigen, die ihn am Landungsplatze des Schiffes abholten, mit einer Verbeugung, höchstens mit einem Händedruck begrüßen. Selbstbeherrschung werde bei ihnen vom Menschen verlangt.

Mir hat das einen befremdenden und unauslöschlichen Eindruck gemacht, den ich damals nicht weiter auslegte und verfolgte; ich fand, daß die einwandfreien Japaner eher künstlichen Affen als Menschen glichen, von schönen, liebenswerten Menschen ganz zu schweigen. Es kam mir komisch vor, daß sie sich für Menschen hielten und mit Selbstbeherrschung protzten, obwohl gar nichts zu beherr-

schen da war, höchstens daß irgendein Rädchen hätte kaputt gehen können. Als Menschen genommen, flößten sie mir Ekel ein.

Wie anders die Griechen, die wie Löwen brüllten, wenn sie verwundet waren, die wie Kinder weinten, wenn ihnen etwas nicht nach Wunsch ging, und sich wie Straßenjungen beschimpften, wenn sie wütend aufeinander waren. Luther, den man so oft zur Renaissance in Gegensatz stellt, war vielleicht unter seinen deutschen Zeitgenossen am meisten Grieche. Was hatte der trockene, klügelnde Erasmus mit Griechenland zu tun, und was die meisten der fleißigen, strebsamen Humanisten? Wenn Luther einen großen Schmerz erfuhr, wie zum Beispiel durch den Tod seines Vaters, zog er sich zurück und betete, das heißt, er raste sich aus. In seinen Gebeten sprach er mit Gott, hielt ihm sein Unrecht vor, schrie ihm seinen Zorn ins Gesicht und machte dann seinen Frieden. Seine Heftigkeit im Verkehr mit seinen Gegnern ist bekannt, auch seine Freunde machten ihm einen Vorwurf daraus; er gab ihnen recht, blieb aber dabei. Sicherlich hat er nicht gedacht, daß er seine Naturkraft schonen wolle, sondern sie war da und behauptete sich siegreich allem Besserwissen anderer und allen etwaigen guten Vorsätzen, die er selbst faßte, zum Trotz; es gehörte zu seinem Genie. „Die Stoiker, die Stockheiligen, die nicht weinen, sich der Natur gar nichts annehmen, es geschehe, was da wolle", verurteilte er; denn es sei im Grunde „eine gemachte Tugend und erdichtete Stärke, die Gott nicht geschaffen hat, ihm auch gar nichts gefällt. Denn Gott hat den Menschen nicht also geschaffen, daß er Stein oder Holz sein sollte."

Luthers Ideal konnte in seiner Zeit nicht verstanden werden, weil es eine Zeit versiegender Natur war. Er und einige seiner Zeitgenossen, zum Beispiel Dürer, waren noch durchdrungen von ihrer Heiligkeit und hielten sie fest; dann fing man an, sie zu verachten, ja, man kannte sie kaum noch. Der vornehme Mensch bildete sich aus, der seinen Stolz darein setzte, nicht Tier mehr, nur noch Mensch sein zu wollen, und ihm folgte der moralische und tugendhafte Mensch, der sich nur noch im Gehege der bürgerlichen Ordnung bewegen konnte. Immer fader und flacher wird alles, was getan und gemacht wird; man wundert sich zuweilen, wie die Menschheit ohne Hunger und Liebe sich erhielt und fortpflanzte. Es lockert sich wohl alles wieder in der Weimarischen Epoche, aber ich empfinde doch immer, als habe auf dem Boden der Bildung, Wohlanständigkeit und Kleinbürgerlichkeit das ungezähmte Element nie losbrechen können.

Das deutsche Volk ist im allgemeinen durchaus kein vornehmes Volk, wie zum Beispiel das spanische, und zwar aus einem sehr erfreulichen Grunde, weil das Chaotische und Elementare, das der Form sich Widersetzende, in den Deutschen noch stark ist. Wo noch viel zu formen ist, hat Gott noch viel zu tun, es ist noch viel Zukunft und Leben da; um den Preis darf ein Volk auf die Zier der Vornehmheit wohl verzichten. Indessen ist etwas anderes da, was dieser instinktiven Kraft zu widersprechen und sie zu bedrohen scheint, nämlich das System.

Vergleicht man etwa den Dreißigjährigen Krieg mit dem heutigen, so springt jedem ein wesentlicher Unterschied in die Augen. Dort, im 17. Jahrhundert, eine lächerliche

Umständlichkeit, Ahnungslosigkeit, Ziellosigkeit, dabei eine unübersehbare Fülle der Erscheinung. Etwas Überschwengliches, zugleich Entsetzliches und Schönes stellt sich unserem inneren Auge vor, wenn wir daran denken. Dagegen jetzt eine Zielsicherheit, ein schnelles und sicheres Funktionieren, das jeden in Erstaunen setzt; das System bewährt sich über alle Erwartung. Es geschehen bekanntlich auch bei uns Greuel, und man vergleicht sogar hier und da mit dem Dreißigjährigen Kriege; aber in Wahrheit besteht vielleicht nur auf russischer Seite eine wirkliche Ähnlichkeit. Ich las die Schilderung eines Pfarrers in Ostpreußen, wie ein russischer hoher Offizier die ganze Einwohnerschaft eines Dorfes töten zu lassen drohte, sich an ihrer Angst weidete und besonders den Geistlichen zur Zielscheibe seiner Grausamkeit machte; wie dann aber plötzlich das Herz dieses Teufels sich wendete und er mit einer wahrhaft großmütigen Wallung alle begnadigte. Das war ganz und gar ein Auftritt aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Diese Unberechenbarkeit deutet auf Gott; das System arbeitet folgerichtig, von Gott heißt es: spirat ubi vult. Luther sagte einmal, als eine Stadt mit irgendwelchen derzeitig neuen Kanonen beschossen wurde, daß diese Maschinen wahrhaft eine Erfindung des Teufels zu nennen wären; denn dadurch würde die Tugend, durch die auch ein Kriegsmann sich hervortun könne, die persönliche Tapferkeit, ihm genommen. Du mußt nicht denken, ich wolle die Tapferkeit und Opferwilligkeit unserer Soldaten herabsetzen, zweifelsohne sind sie im Gegenteil bedeutend selbstloser als die Soldaten des 16. und 17. Jahrhunderts, denen es in allen Schichten hauptsächlich um Beute zu tun

war; aber das ist nicht zu leugnen, daß der Krieg fortwährend mehr systematisiert und mechanisiert wird, das heißt, daß der Ausgang weniger von lebendiger persönlicher Kraft abhängt als davon, daß jeder einzelne an seinem Orte pünktlich die ihm vorgeschriebene Pflicht tut. Wenn jeder Arbeiter im richtigen Augenblicke sein kleines Rädchen dreht oder auf sein kleines Knöpfchen drückt, so geht die Maschine und arbeitet mit soundso viel Pferdekräften. Im Dreißigjährigen Kriege sprachen die größten Feldherren immer von der launischen Fortuna und dem Umschwunge des Glücksrades; es lag alles, wie in den Kriegen des Alten Testamentes, weniger in der Hand der Menschen als in der Hand Gottes. Es ist selbstverständlich, daß die Welt dabei gewonnen hat; das Reich Gottes hat dabei verloren.

Ebenso verhält es sich mit der heutigen Wohltätigkeit. Früher fanden die von den Stärkeren zertretenen Schwachen Zuflucht bei der erbarmenden Liebe einzelner, auch konnte der Unterdrücker selbst sich plötzlich in einen Großmütigen verwandeln; kurz, über dem Armen waltete lebendige Kraft und darum unendliche Hoffnung beim Elend. Der wohltätige Betrieb ersetzt nicht nur die erbarmende Liebe des einzelnen, er merzt sie sogar aus. Man muß den Bettler von der Tür weisen und ihn mit Suppenkarten erquicken, etwaiges Mitleid darf sich nur bessernd äußern. Unter Ausschaltung des einzelnen übernimmt es das System, die Almosen gerecht zu verteilen, gute Lehren beizufügen, für richtige Verwendung des Gegebenen zu sorgen. Der Empfänger soll um keinen Preis durch die Gabe beglückt werden, sondern soll sie so anwenden, daß die allgemeine Ordnung dadurch gehoben wird. Da die Privatpersonen

nach Maß ihres Besitzes zur Erhaltung der Wohltätigkeitsmaschine beigesteuert haben, lassen sie die Menschenliebe nachher brachliegen; die an der Maschine Arbeitenden sind im besten Falle wohlwollende Geschäftsleute. Daß unter den Privatpersonen wie beim Betriebspersonal auch solche sind, die von Liebe für die Leidenden bewogen werden, ist selbstverständlich; im allgemeinen kommt auch auf diesem Gebiete das System der Welt zugute und engt das Reich Gottes ein. Dies wurde natürlich auch schon bemerkt, und die merkwürdigsten Vorschläge wurden gemacht, um eine Änderung herbeizuführen. Einmal las ich, es sollte in jedem Herrschaftshause unter dem Dache eine arme Familie einquartiert werden, welche die betreffenden Herrschaften in Obhut nehmen sollten; so dachte man das System durch ein besonders feines System aufzuheben.

Das System ist das, was am Preußentum gehaßt und gefürchtet wird. Die Abneigung dagegen ist instinktiv und unausrottbar und läßt sich nicht dadurch widerlegen, daß das System es gut meint, korrekt und löblich ist und sehr viel leistet, natürlich in der Welt. Jedes organische Wesen, je lebendiger es ist, wird abgestoßen durch die Kennzeichen des Systems: die schnurgerade Linie, die Starrheit und Übersehbarkeit; denn alles Lebendige, wie überzeugend es auch dasteht und atmet, ist ein Geheimnis. Nun hat zwar seit dem siebzehnten Jahrhundert in ganz Europa das System Triumphe gefeiert durch den Jesuitismus, den Militarismus und den Sozialismus, nirgends aber so wie in Deutschland. Daß das gerade in diesem kindlichen, phantasievollen Volke möglich war, ist merkwürdig; ich erkläre es mir folgendermaßen.

Wie ich dir schon sagte, halte ich die Gabe des Organisierens für das Genie der politischen oder weltlichen Völker. Sie organisieren die Gesellschaft, wie Frauen, Kinder und Genies ihre Taten und Werke. Herrische Menschen pflegen mit einer Leidenschaftlichkeit, wie von einem inneren Sturm getrieben, zu organisieren, so wie ein Künstler sich auf sein Werk stürzt; ist die Einrichtung fertig, so ergreifen sie eine andere. Dieser Bearbeitung, diesem Druck setzt ein einigermaßen selbstbewußtes Volk einen Gegendruck entgegen, der der Organisation ebenso zugute kommt, wie dem Kunstwerk eine Hemmung. Bei dem deutschen Volke nun, dieser sehr passiven, zum Gehorsam neigenden Masse, ist dieser Widerstand gering; der starken Persönlichkeiten, die früher zwischen dem Volke und den Herrschenden standen, sind immer weniger geworden, und so gelingt es dem knetenden Willen, den unförmigen Teig einförmig zu machen. Ein geniales Volk in seiner Blütezeit widersteht der Organisierung ganz und gar: es entzückt durch die Fülle seiner üppig wachsenden Formen, während wir an England die logische Entwickelung seiner Staatsform bewundern. Hier sind alle Vorzüge der Welt zu finden: Macht und Reichtum, gutes Funktionieren der Maschine, Freiheit und Gerechtigkeit, Gesundheit und Schönheit; dort ist Leben, Geist, Genie, Liebe bei äußeren Verhältnissen, die einem Weltmenschen als chaotische Unordnung erscheinen müssen. Das Organisieren möchte ich als eine natürliche Gabe betrachten, aus der Natur politischer Völker hervorgehend; das System verdeckt den Mangel an weltlicher Begabung. Wer nicht organisieren kann, verfällt auf das Mechanisieren.

Man hat Luther nachgesagt, daß er kein Organisator gewesen sei, aber das ist ganz unrichtig. Er hatte genug von einem Herrscher in sich, um organisieren zu können; aber er war zugleich ein Genie und haßte alles Mechanische, so wollte er keine Einrichtung schaffen, die nicht nach allen Richtungen frei beweglich und entwickelungsfähig wäre, damit nicht aus dem Organismus ein Mechanismus würde.

Der Organisator hemmt die Menschen in dem, worin er selbst sein höchstes Glück findet: im Handeln. Er will das Handeln an sich allein reißen, für alle handeln, wie die Kirche für alle denken wollte. Christus hat nie organisiert, nur Leben geweckt, wohin er kam; ich möchte mit Absicht den entwerteten Ausdruck anwenden: er lebte und ließ leben. Während Zwingli und Calvin vorzugsweise Organisatoren, also Weltmenschen waren, organisierte Luther nur der Welt zuliebe, nicht ohne das Gefühl, sich dadurch tragisch zu verstricken, obwohl er das Erdenkliche tat, um der Erstarrung vorzubeugen.

Sein Wirken auf kirchlichem, politischem, sozialem und juristischem Gebiete ist in dieser Hinsicht staunenswert weise, oder sogar durch und durch genial; er entschied immer nach dem einzelnen Fall, immer unter Miteinrechnung der jeweiligen Möglichkeiten, immer mit ebensoviel Freiheit und Liebe wie Gerechtigkeit. Beim Festsetzen von Glaubensartikeln wie bei der Einführung von Zeremonien steckte er immer die Grenzen weit und machte sie beweglich und vermied jede Willkür. Er organisierte wie die Natur, das heißt wie Gott schafft. Traf er irgendeine Anordnung, so fügte er nachdrücklich bei, daß es durch-

aus nicht überall und nicht immer ebenso gehalten werden müsse. Am Schlusse seiner Deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes sagt er: „Summa, dieser und aller Ordnung ist also zu gebrauchen, daß, wo ein Mißbrauch daraus wird, daß man sie flugs abtue und eine andere mache; gleichwie der König Ezechias die eherne Schlange, die doch Gott selbst befohlen hatte zu machen, darum zerbrach und abtat, daß die Kinder Israel derselbigen mißbrauchten. Denn die Ordnungen sollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen und nicht zu Nachteil des Glaubens. Wenn sie nun das nicht mehr tun, so sind sie schon tot und ab und gelten nichts mehr; gleich als wenn eine gute Münze verfälscht, um des Mißbrauchs willen aufgehoben und geändert wird, oder als wenn die neuen Schuhe alt werden und drücken, nicht mehr getragen, sondern weggeworfen und andere gekauft werden. Ordnung ist ein äußerliches Ding; sie sei wie gut sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten. Dann aber ists nicht mehr eine Ordnung, sondern eine Unordnung. Darum steht und gilt keine Ordnung von ihr selbst etwas, wie bisher die päpstlichen Ordnungen geachtet gewesen sind; sondern aller Ordnung Leben, Würde, Kraft und Tugend ist der rechte Brauch; sonst gilt sie und taugt sie gar nichts.“

Die Kirche, die Luther vorschwebte, war ein dreigliedriger Bau unter einer Kuppel, entsprechend den drei Haufen, in welche die Menschheit, ein Abbild der heiligen Dreifaltigkeit, sich gliedert. Sie sollte einschließen einen Bau für den großen Haufen der Normalen, denen das Gesetz gepredigt werden muß; einen anderen Bau für die zwischen der Welt und dem Reiche Gottes Schwankenden, denen

die Verheißung des Evangeliums offenbart wird, damit sie um der Herrlichkeit der Auserwählten willen den Flug in das Geistesland wagen; den dritten Bau für diese, die wahren Christen, die freiwillig mit den anderen in der Kirche anbeten, obwohl ihnen die ganze Welt heilig ist. Diese gigantisch gedachte Kathedrale blieb unvollendet, wie die Dome des Mittelalters, weil Luther keine wahren Christen fand. Welche Tragik des genialen Einsamen! In dieser Spitze sollten die Bauglieder der Kirche münden, diese wären das Herz gewesen, das sie mit stets frischem Blut versorgt und vor der Erstarrung bewahrt hätte. Ich weiß keine Tragödie, die mich mehr erschütterte als diese; der von Christus im Wesen gleich, als er seine Jünger auf dem Ölberge schlafend fand.

Es scheint eine Binsenweisheit zu sein, daß die Menschen die Einrichtungen machen, und zwar für sich; tatsächlich verschwinden aber bei uns die Menschen hinter den Einrichtungen, in die das Leben übergeht. „Es kann in der Welt nur gut werden durch die Guten", das ist, glaube ich, ein Wort der Königin Luise. Luther sagte: „Darum ist dem Staate mehr dafür zu sorgen, daß gute und verständige Männer an der Spitze stehen, als daß Gesetze gegeben werden." Wenn die Wut nachläßt, Verordnungen, Pläne, Organisationen zu machen und Maschinen zu mästen, werden wir auch wieder mehr Persönlichkeiten haben, deren gerade wir bedürfen, weil wir im ganzen ein unpersönliches Volk sind.

Mit dem Verschwinden einzelner Organisationen freilich ist es nicht getan: der moderne Staat ist das System, das keine Persönlichkeit duldet; denn er ist ja die Maschine,

die schwächer werdende Persönlichkeiten sich zum Ersatz für ihre versiegende Kraft gemacht haben. Wie sie aus Mangel an Übung schwächer und schwächer wurden, so könnte die Übung sie auch wieder kräftiger machen. Das mittelalterliche Feudalsystem, das System der persönlichen Beziehungen, der Selbstverwaltung kleiner Gruppen, die sich schließlich zu größeren zusammengliedern, war der Ausfluß persönlicher Kraft und könnte auch wieder zur Schule persönlicher Kraft werden. Handeln ist die unmittelbare persönliche Wirkung von Mensch auf Mensch, und nur handelnd bildet sich das selbstbewußte, selbsttätige Ich, der Mann.

Unser Druck- und Zeitungswesen ist auch ein Symptom für das Aufhören des unmittelbaren gegenseitigen Aufeinanderwirkens. Man sagt seine Meinung in Büchern und Aufsätzen, man widerspricht ebenso, zu einer eigentlichen Berührung kommt es nicht, und schließlich bleibt jeder bei seinen taubstummen Ideen. Es gibt jetzt wohl auch etwas den alten öffentlichen Disputationen Ähnliches; aber im Grunde vermeidet man doch das Aufeinanderplatzen der Geister, weil jeder sich zu schwach zum Kampfe fühlt. Wir leben wie die fensterlosen Leibnizischen Monaden.

So wird es begreiflich, wie ein Fontane der Schriftsteller unserer Zeit werden konnte, gerade von Männern gern gelesen. Fontane hatte sich durch fünfzigjährige Beobachtung eine Ansicht von der Welt gewonnen und stellte sie dar, lauter Ausschnitte, die aber, da sie mit dem von den anderen auch Eingeheimsten übereinstimmten, als vollgültige Bilder angenommen und begrüßt wurden. Die Ideen des Herzens, die nur in der Bewegung des Kampfes, im Leben, Eigentum

der Seele, bewußt werden, und durch welche die Ausschnitte aus der Außenseite der Welt erst zum Bilde ergänzt werden, fehlen ganz; aber gerade in dem verständigen Gerüste fühlt der moderne Mensch sich heimisch. Andere Dichter und Künstler geben nur ihre Traumbilder, und auch diese finden ihr Publikum, bei anderen stehen die Visionen hart neben den Ausschnitten; im tätigen Ich würden sie zum lebendigen Ganzen verschmelzen.

Es gab Zeiten, wo aus Jünglingen, die verantwortlich ins Leben hineingestellt wurden, zur rechten Zeit Männer wurden, denen eine religiöse, das heißt einheitliche Weltanschauung, die sie trug und hob, von selbst erwuchs. Die Jünglinge der neuen Zeit können nicht Männer werden, weil sie nicht verantwortlich, schaffend tätig sind, und es kommt nicht selten vor, daß das Ich um das fünfzigste Lebensjahr herum, zu einer Zeit, wo es sich allmählich auflösen sollte, sich noch gar nicht gebildet hat. Diese stehengebliebene Jugend ist nichts Erfreuliches, sondern etwas Tieftrauriges. Zuweilen kommt, wie bei Fontane, noch eine ohne Sonne reifgewordene Frucht zustande; aber im Grunde bleibt es doch zwischen Jünglingshaftem und Greisenhaftem unbeglückend schwanken. Vielen ergeht es wie jenem sagenhaften Mönch, der sich träumend im Walde verlor, und als er nach einem verpaßten Leben, das ihm zeitlos verlaufen war – denn Zeit und Raum entstehen nur dem selbstbewußten, selbsttätigen Ich, nicht dem Träumer – zu den Menschen zurückkam, von dem starken Anhauch des Lebens in Asche fiel.

Ich las neulich eine kleine Schrift, die mir sehr deutsch und sehr belustigend vorkam, mit dem Titel: Unabhängig-

keit von der Natur. Der Titel bezieht sich auf die künstliche Erzeugung von Nährstoffen, Farbstoffen, Heilstoffen und anderen Naturprodukten, wodurch die Natur dem Menschen entbehrlich werde. Es wurde darin erzählt, wie schäbig der Purpur der Alten in der Tat gewesen sei, wenn man ihn mit unseren künstlich hergestellten Farben vergleiche, und es könnte vielleicht, wurde hinzugefügt, mit manchem Glanze der Antike so gehen, wenn er mittels ähnlicher exakter Methoden, wie sie die Chemie besitzt, neu vor uns erstehen könne. Und doch, dachte ich, hat die Glut dieses schäbigen Purpurs über Jahrhunderte weg die Phantasie der Menschen entzündet, daß sie ihre imperatorischen Träume, ihre herrlichsten Gesichte dahinein hüllten. Was hülfe uns die königlichste Farbe, wenn kein Held mehr da wäre, dessen Schultern sie trügen? „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ läßt Schiller seinen König Philipp flehen, der die Natur zu einem toten Räderwerk hat erstarren lassen. Der Menschen scheinen auch wir um so mehr zu bedürfen, je imposanter unsere naturfreien Purpurfarben werden. Ich weiß wohl, daß es nicht an solchen fehlt, die in der Welt, und solchen, die im Reiche des Geistes etwas bedeuten; aber es kommt auf solche an, die beide Welten zusammenfassen. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon; aber man kann mit Gott den Mammon beherrschen. Marquis Posa war Gott zu treu, um Fürstendiener sein zu können; den klügsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit durch Gott zu regieren traute er sich zu, ja er liebte ihn, weil er das Elend seiner Gottesferne durchschaute. Solche Menschen brauchen wir, die zugleich Mittelpunkt und Peripherie, zugleich

der Eine und das All, zugleich lichtbringendes Wort und Chaos sind.

Das Licht ist ein Strahl, und der Strahl ist ein Schwert; das Licht erschafft die Welt, indem es die Finsternis von ihr abtrennt. Aber alle Lichter steigen auf aus Nacht und gehen in Nacht unter; das Feuer in seiner Majestät vernichtet. Aus den Mythologien wissen wir, daß die Feuergötter zweischneidig sind, böse und gut, tötend und lebendigmachend zugleich. Hast du nicht Ursache mir zu zürnen, daß ich dich mit Worten um den schwarzen Wein der Nacht bringe? Was mich entschuldigt, ist nur, daß es Worte aus dem Herzen, und daß sie also doch vielleicht etwas alkoholisch waren.

ARNO HOLZ: AUS DEM „PHANTASUS“

I

Zwischen Gräben und grauen Hecken,
den Rockkragen hoch, die Hände in den Taschen,
schlendre ich durch den frühen Märzmorgen.

Falbes Gras, blinkende Lachen und schwarzes Brachland,
soweit ich sehn kann.

Dazwischen,
mitten in den weißen Horizont hinein,
wie erstarrt,
eine Weidenreihe.

Ich bleibe stehn.

Nirgends ein Laut. Noch nirgends Leben.
Nur die Luft und die Landschaft.

Und sonnenlos, wie den Himmel, fühl ich mein Herz!

Plötzlich — ein Klang.

Ein zarter, zitternder Jubel,
der, langsam,
immer höher steigt!

Ich suche in den Wolken.

Über mir, schmetternd,
durch immer heller strömendes Licht,
die erste Lerche!

2

Schönes, grünes, weiches Gras. Drin liege ich.
Mitten zwischen Butterblumen!

Über mir,
warm,
der Himmel:
ein weites, zitterndes Weiß,
das mir die Augen langsam, ganz langsam
schließt.

Wehende Luft . . . ein zartes Summen.

Nun bin ich fern von jeder Welt,
ein sanftes Rot erfüllt mich ganz, und deutlich spüre ich,
wie die Sonne mir durchs Blut rinnt —
minutenlang.

Versunken alles. Nur noch ich.

Selig!

3

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz, vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel .....
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

4

Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
steigt der Mond auf.

Zarte Ranken,
blasse Schatten
zackt sein Schimmer in den Kies.

Lautlos fliegt ein Falter.

Ich wandle wie trunken durch sanftes Licht,
die Fernen flimmern.

Selig silbern blitzt Busch und Gras.

Das Tal verblinkt,
aus weichstem Dunkel,
traumsüß flötend, schluchzend, jubelnd,
mein Herz schwillt über,
die Nachtigall!

5

Dann
losch das Licht,
und durch die Stille,
verlangend, fiebernd, erwartungsbang,
nur noch:
unser zitternder Herzschlag!

Trunken, stammelnd, meine Lippen,
süß
dein Aufschrei!

Seligkeit!

. . . .

Im Garten, frühauf, pfiff ein Vogel, von tausend Gräsern
troff der Tau,
der ganze Himmel stand in Rosen.

Lieber! Liebe!

Und wieder:
Kuß auf Kuß! Und . . . nichts als wir! Nichts als wir!

Was
kann die Welt uns jetzt noch bieten!

6

In einem alten, verwilderten Taxuslabyrinth,
durch das es von roten Tulpen brennt,
stehe ich nackt
aus bleichem Marmor.

Meine zagen Fingerspitzen
tasten
über meine Brüste

Mich schuf Korinth, ich sah das Meer!

Auf ragendem Gipfel,
vom steilsten Fels,
hoch über dem blendenden Dächergewirr,
über lichten Weingehängen,
weiten, glitzernden Gefilden mit dunklen Granatgärten,
hügligen, fern verwogenden Feldern und silbrigen Oliven,
aus Myrten, Lorbeern und schattigen Feigen,
schimmerte
mein Heiligtum.

Festliche Mengen,
rosenbekränzt,

entgürtete Jünglinge und Jungfrauen,
schlankgliedrig im Tanzschritt,
umjauchzten meine von weißen Tauben umflatterten Altäre

Umklungen von Flöten, von Weihrauch umdampft,
mit buntem Byssus behängt,
zwischen vergoldeten Säulen, blauäugig und blond,
leuchtete ich über ganz Griechenland!

Grausame, tückische, neidische Ananke!

Aus meinen Helden und Kriegern
wurden abtrünnige, hadernde Eiferer und Philosophen,
auf ferner Schädelstätte,
kohlschwarz,
blutbespritzt, scheußlichst,
hob sich ein Kreuz,
der farbigste Götterhimmel
zersprang.

Meine letzte Priesterin,
mitleidslos,
mir zu Füßen,
mitten in meinen verwaisten, verödeten Hallen,
würgten hagere Nazarener,
ungezählte Barbarenhorden,
aus allen Weltenden und -ecken, jahrhundertelang,
immer neue, immer wieder,
berannten, stürmten, stürzten, brandschatzten, schleiften
meine Stadt,
schlugen mein Land, mordeten mein Volk.

Tausend Jahre unter Schutt und Tempeltrümmern
lag ich in schwarzer Erde.

Zwischen blassen, blanksilbrigen Disteln im Abendschein
weideten Ziegen,
über mein blühendes Grab
bliesen Hirten.

Tausend Jahre
war ich tot.

Heut scheint die Sonne, der Himmel lacht, ich lebe!

Auf meine Schultern, durch gezacktes Laub,
fallen zitternde Tupfen.

Meine Augen,
weit geöffnet,
starren auf ein grünes Wasser.

In breiten, überhängenden Kastanienblättern
spiegelt sich und spielt
sein Licht.

KAREL VAN DE WOESTIJNE: PARABEL

Als gering an Bedeutung und von wenigem Nutzen, versäumten die Schriften zu erzählen, wie Maria, gelehnt an die Schulter des kummerschweren Josef, keuchend ein wenig vom vielen Gehen, und Traurigkeit in ihren Augen von langem, beschwerlichem Umherirren, vorbeikam an dem Häuschen zweier sehr armer Leute; — da sie, wander-



Mistra in Lakonien, die Faustburg Goethes. (Aus Reisinger, Griechenland)



müde und in den Wehen des nahenden Gebärens, durch Bethlehem schritt, das in sanftem Schnee lag, und suchte, — weil ihr unbekannt war der vor-ordnende Wille Dessen, der ihre Dürftigkeit leiten würde zum Stall und zur Krippe, die Er auserwählt hatte zu Geburts-Haus und -Wiege, — suchte die gute Herberge, die die sichere Ruhstatt für sie, und Den sie trug, werden könnte.

So kam sie vorbei am Häuschen von zwei sehr armen Leuten, die waren ein alter Mann und dieses Frau.

Und als die Frau durch das Fenster, das den schönen, gelbgrauen, flaumig in den Schnee gebetteten Weg zeigte, in der dunstigen Dämmerung, die eben noch Licht gab, irren sah die andere Frau, die schwanger ging, da ergriff sie sehr tiefes Mitleiden; und sie sprach, sich ihrem Manne zukehrend, der gebückt saß in dem sachte sinkenden Dunkel der Stube:

„Es geht eine Frau vorbei, die soll gebären; sie sieht müde aus, und der Mann, der neben ihr geht, ist voll Kummer. Sie sind nicht aus dieser Gegend, denn mein Gedächtnis würde sie sonst bald unterbringen. Ich kenne sie nicht."

Der Mann stand auf von seinem Stuhl, und ans Fenster tretend, sah er, wie todmüde Maria erschien, und wie kummergebeugt der Nacken Josefs. Er sprach:

„Es sind arme Leute. Sie werden bald ein Kind haben, das vielleicht schön sein wird."

Und sich zurückwendend zur Dunkelheit der Stube:

„Wir haben keine Kinder."

Die Frau blieb bewegt stehen und starrte. Es war eine alte, gute Frau.

Maria und Josef waren schon fern, ein Nebelbild geworden im Gruneln des wachsgrauen Abenddunstes.

Und die alte Frau sagte, da sie sah, wie Maria sich auf Josef noch schwerer stützte:

„Sie trägt eine schwere Frucht.“

Sie ging wieder sitzen in der stillen Stube. Und beide, ihr Mann und sie, dachten nun, daß sie die irrenden Wanderer hätten bitten können, hereinzukommen. Und die Frau dachte, wie das Kind hier wäre geboren worden, bei mildestem Lampenlicht, und wie sie es bei dem stillen Feuer gewärmt hätte und in Windeln gelegt; und der Mann dachte, wie er niemals Kinder gehabt noch gekannt.

Aber Maria und Josef wandelten schon ganz fern, und die zwei armen Menschen haben sie nicht hereingerufen.

* * *

Du, Gute, weißt, wie wir einander hätten liebhaben können. Und die Tage gingen vorbei, die die Zeichen der Liebe trugen, und beide sahen wir, wie sie vorübergingen.

Aber wir haben die Tür nicht aufgetan.

Aus dem Flämischen von A. K.

THEODOR DÄUBLER: ZWEI GEDICHTE

Zauber

Der Geist wird die Belebung des Lagunensumpfes:
Der Menschen Regsamkeit wirft seine Wellen auf.
Vom Gondolier das Ruderflügeln ist kein stumpfes
Zerfahren der Gewässer. Großer Schleppenlauf,

Beschäumt mit Edelfunken, brandet vor Palästen.
Versonnte Schleier flocken von den Steinbalkonen,
Gefüllt mit Dogen und erstaunten Schicksalsgästen:
In den Gemächern müssen Ungekannte wohnen.

Die Marmorranken tragen den Gesang des Schaumes
Empor zu Bräuten, die ein Klagen herberief.
Befiel dich nie die Schwermut dieses Sonnentraumes?
Ein Wissen wie der Morgen hinter Sonnen schlief.

Balkongestalten drängen sich vor Blutbehängen
Der Fenster. Das alte Rot! Ob es ein Rätsel barg?
Die vollen Gondeln kreuzen sich auf Schimmergängen:
Sie pfeilen traumverzückt. Und sind der Sarg.

In den Kanälen schwankte nachts die Tasso-Klage:
Des Dichters Wehruf gaben Gondoliere kund.
Die Stadt erstarrte. Wurde eine Marmorsage.
Den Mond erzählte ein verborgner Fabelmund.

Die Sternennächte tigerten Venedigs Himmel,
Wenn eine Stimme ihren stillen Samt beschwor.
Erklagt, entstürzte vollmondnachts der Silberschimmel,
Auf hohem Bogen, einem großen Abendtor.

Das Perlentier mit seiner Tränenmähne ist verschwunden.
Doch unaufhörlich klagte Tassos Sprache an.
Auch der Versuch mit Sternen wurde fort verwunden:
Die Flucht der Milchstraße bei Klagesang begann!

Des Gondolieres Strophe hat den Tod gerufen.
Aus Särgen rief der Dichter die Ruinen auf.
Es standen Mondbeflissene auf Marmorstufen
Und lenkten im Morast des Wassers letzten Lauf.

Vor einem Fenster in Venedig schaukeln Särge,
Auf dem Balkone zeigt sich neumondnachts die Braut.
Im Keller ist die Münze. Lichter flackern. Zwerge
Durchschatten einen Gang. Sie hämmern lang und laut.

Die Braut umdichtet sich mit einem Flimmerschleier.
Sowie sie oben ist, erstirbt ein letzter Schrei.
Die Nacht beruhigt sich zu ihrer stummsten Feier.
Auf einmal nichts. Wer war dabei?

Der rote Vorhang fängt lebendig an zu beben.
Wo ist die Braut! Im Haus die Stuben scheinen leer.
Der Vorhang wurde still! Du siehst ein Tier entschweben,
Vom Fenster aus: den Sternen zu und übers Meer.

Die Särge tanzen vor dem Fenster im Kanale.
Die Silberwoge zittert klagend bald vorbei.
Der Vorhang schimmert. Drinnen geht man oft zum Mahle.
Wann kommt die Braut? Auf einmal hörst du einen Schrei.

Die Gondoliere schenken der Lagune Wellen:
Aus Menschenhand empfängt das Wasser seinen Schaum.
Die Ruder flügeln wie die himmelnden Libellen,
Und wo sie tauchen, knospt ein Schimmersaum.

Auf marmornem Balkone strahlen Morgenkinder.
Ein goldner Tag hält sie mit blauer Huld umhaucht.
Die Gondeln schweben durch die Sonnenschleier linder,
Wenn unsre Friedensstunde aus dem Meere taucht.

Die Möwen mögen um die Marmorschlösser fliegen.
Ein schwarzer Gondelkranz umplätschert den Palast.
Die Güte alter Stuben wird den Schwarm besiegen:
Im Brunnenhofe weilt ein ungeahnter Gast.

Die Tauben sehn ihn wohl und sind darum geblieben.
Aus blauem Schattenwogen schäumen sie empor.
Sie scheinen ein Geheimsein weihevoll zu lieben:
Das Bild der Anmut schimmert durch das Marmortor.

Ein Lauschender auf blauer Au

Grauen, samtig rauhes Grauen
Packt mich, wenn ich traurig bin.
Lauter graue Raupen stauen
Sich vom Hals bis übers Kinn.
Ach, wie schwer ich das ertrage,
Wie es mich erschaudern macht:
Raupen scheinen es am Tage,
Falter sind es bei der Nacht.

Dunkelbunter Schmetterlinge
Werde ich genau gewahr.
Ja, die innerlichsten Dinge
Schaut dann manches Augenpaar.

Tief im Flügelkreis der Falter
Blickt mich meine Trauer an,
Unserer Seele blaues Alter
Hält ein Zauber dort im Bann.

Fliegt doch fort, ihr vielen Dinger!
Färbt ihr euch mit Rätseln bunt?
Meine werden schon geringer,
Abgesucht ist euer Fund!
Flackert nicht, wie kranke Herzen,
Die der Tod nicht knicken kann,
Knüpft nicht alle meine Schmerzen
An den Samt der Flügel an.

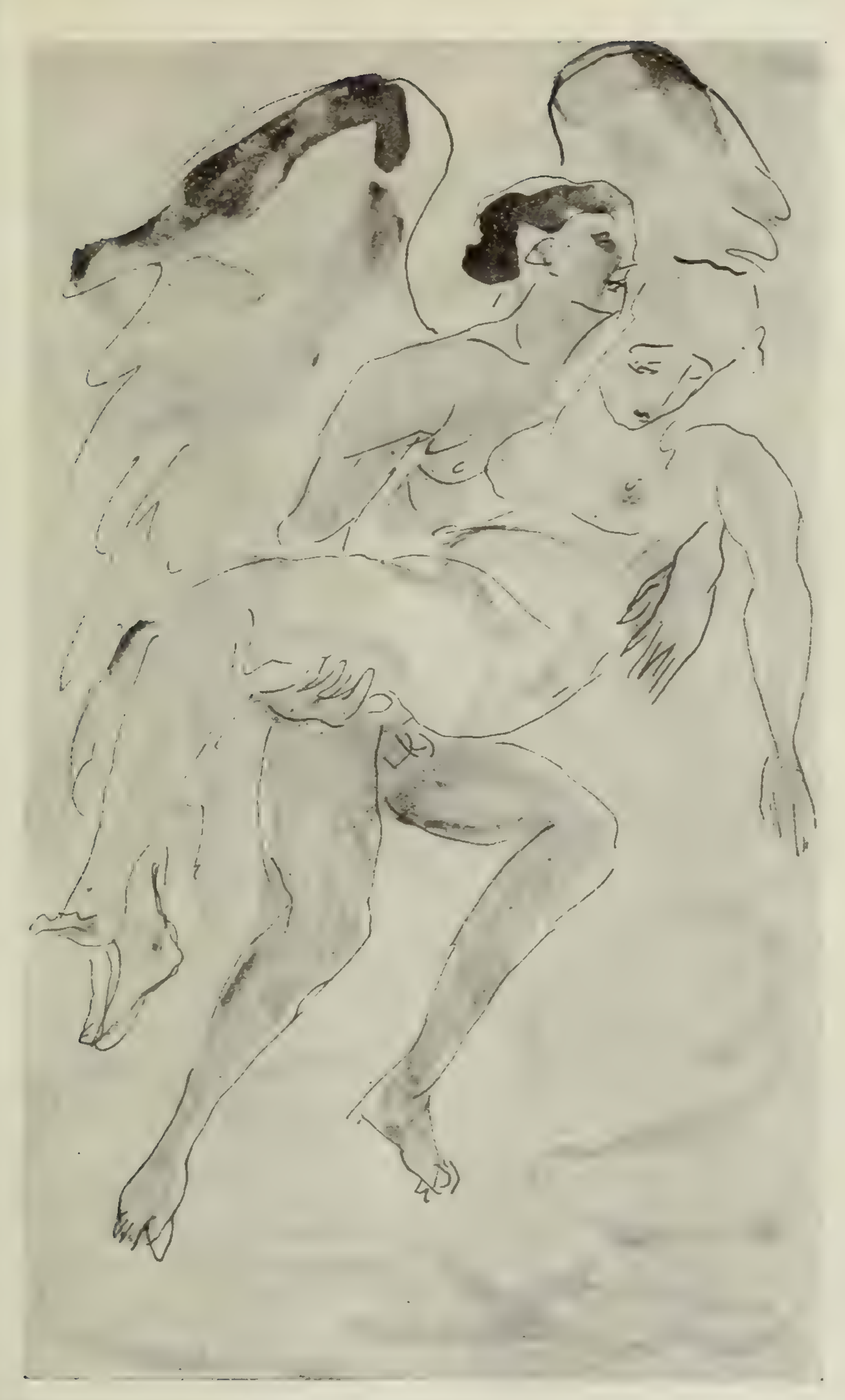
Weggeträumt, hinweggesonnen,
Gebt mir doch am Morgen Ruh.
Ach, in Sorgen eingesponnen,
Deckt mich schon das Schaudern zu.
Doch warum die trübe Klage?
Stets bin ich mit Graun erwacht!
Raupen plagen mich am Tage,
Falter sind es bei der Nacht.

FÜNF GEDICHTE NACH PAUL VERLAINE

(Aus der in Vorbereitung befindlichen deutschen Gesamtausgabe des Insel-Verlags)

Der Bannkreis

O grau war mir zu Mute, grau,
um eine Frau, um eine Frau.



Götz Freiherr von Seckendorff / Zeichnung zu Molières Psyche



Ich konnt meinen lieben Mut nicht fassen,
obgleich ich diese Frau verlassen,

obgleich mein Mut, obgleich mein Blut
sie fliehen gemußt, und das war gut.

Ich konnt meinen lieben Mut nicht fassen,
obgleich er stolz diese Frau verlassen.

Und es sprach mein Mut zu meinem Blut:
Ist das nun weise, ists wirklich gut,

diese grauenvolle Ermannung,
diese stolze, diese wehe Verbannung?

Und es sprach mein Blut, mein Blut: Wer weiß,
was uns bannt in diesen Kreis,

dies immer fliehen, doch nie entweichen,
immer dasein, niemals erreichen?

Richard Dehmel

Ich wollte ...

Ich wollte, wenn mein Leben noch zu leben wäre,
Daß eine sanfte Frau mir, jünger um zehn Jahre
Als ich, an meiner Seite still mein Haus bewahre,
Zur Hälfte tragend so viel dunklern Loses Schwere.

O Herz an Herz im gläsernen Märchenhaus!
Gemeinsam welch ein Blick! O Freimut und Vertrauen!
Eins sagt zum andern wie zu sich: Laß uns nur schauen!
Und wie zu sich erwiderts: Daure aus!

An ihrem Platze sie, an meinem ich,
Wär unsre Eintracht so sehr unerschütterlich,
Daß der Gemüter – duld das Wort! – Unebenheiten

Nie schüfen, daß von beiden eines überwiegt.
So wars gemeint durch hohe Geister strenger Zeiten:
Daß doch im Tiefsten immerdar die Nachsicht siegt.

Felix Braun

Alte Weise

Ein dunkel geschwelltes Verlangen,
ein schamhaft verschüchtertes Bangen
erzittert von Baum hin zu Baum;
die Harfen der Laubkronen schwingen
im Windhauch die Saiten und singen
wie purpurne Vögel im Traum.

Das krause Geflüster der Ruten,
halb Aufbruch, halb dumpfes Verfluten
tönt dunkel wie Weizen im Wind,
lacht silbern wie Wellengeriesel,
das über vergoldete Kiesel
der Wiesen ins Binnenmeer rinnt.

Die Seele, die waldwärts erbebte
und schluchzend im Wasser verschwebte,
entfloh sie nicht unserem Mund?
Und ist es nicht meine, nicht deine,
und gehn sie nicht beide wie eine
verschlagene Stunde zugrund?

Paul Zech

Agnus Dei

Es sucht das Lamm die Bitterkeit der Heide,
Zieht Salz dem Zucker vor auf seiner Weide,
Sein Schritt wird laut im Staub, daß ich ihn nicht vom
Regen unterscheide.

Will es ein Ziel, so ist nichts anzufangen,
Kopfstoßend starr durchstemmt es sein Verlangen,
Dann blökt es seiner Mutter zu, der bangen.

Lamm Gottes, das der Menschen Heil beginnt,
Lamm Gottes, das uns zählt und kennt und findt,
Lamm Gottes, sieh, erbarm dich dessen, was wir sind.

Gib uns den Frieden, nicht den Krieg bescher',
Lamm, schrecklich in des rechten Zornes Wehr,
O du, einziges Lamm, Gott und Gottvaters Einziger.

Rainer Maria Rilke

Parsifal

Besiegt hat Parsifal die Tändelein
Der Blumenmädchen, die ihn hold erschlafft,
Und seine Lust am Fleisch, das knabenhaft
Mit kleinen Brüsten reizt zu Spielerein.

Besiegt hat er die Frau, die zart und fein
Mit Arm und Hals ihn lockt in wilder Kraft.
So Herr der Hölle trägt er seinen Schaft
Und tritt, ein siegend Kind, zur Gralsburg ein.

Mit jener Lanze, die den Höchsten stach,
Heilt er den König, König selbst danach
Und Hohepriester jenes hehren Gutes.

Im goldnen Kleide hält er steil erhoben
Den heiligen Gral, den Kelch des reinsten Blutes.
– Und, o die Knabenstimmen hoch dort oben!

Herbert Eulenberg

HANS EHRENBAUM-DEGELE (gefallen 1915): FÜNF GEDICHTE

Aus Gründen brechend, ein erlöster Bach,
Ein dunkler Klang, in allen Wind gehängt,
Beb ich vor Leben, stürmend und bedrängt,
Und immer seid ihr Väter in mir wach:

Ihr großen Geier, rauschend über Schluchten,
Ihr rauhen Jäger auf Gebirg und Grat,
Ihr spielenden Delphine in den Buchten,
Du brauner Kerl, du singender Soldat.

Ich bin die Härten längst vermorschter Stirnen,
Verhalltes Stöhnen aus beklommner Brust,
Verfallner Städte hingelohte Lust,
Vergeßner Alltag, grau und abgemüht,
Ich bin die Pracht von Mördern oder Dirnen,
Die aus den alten Gräbern flammend sprüht.

*

Jauchzendes Sion, mörderische Baale,
Fetisch und Rune, dunkel und geweiht,
Der Marmorgötter Pracht, der Glanz der Grale
Vergilbten schon im langen Herbst der Zeit.

Heiß aber küßt mich der enthüllte, nackte,
Rhythmische Gott des Werdens und Vergehns
Und braust um mich wie weiße Katarakte
Und reißt mich fort im Drang des Auferstehns.

Ich war Prophet und fühlte mich verlodern,
Ich hing am Kreuz und schauderte im Modern,
Ich lag verzweifelt in der Agonie,

Ich war an alle Sterblichkeit gebunden,
Ich hab die Tode alle überwunden
Und wandle hin in Glanz und Melodie.

*

Auf sanften Abendwellen treibt die Welt.
Wir aber, jäh erlöst aus Qual und Schweiß,
Sind von Begierden trotzig angeschwellt
Und taumeln auf, von tausend Fiebern heiß.

O rauchiger Kantinen Trunkenheiten!
O Lied, das heiser in die Nächte stößt!
O Mädchen, die uns weiß entgegengleiten!
O Mensch sein, heiß und hungrig und entblößt!

Schwer unterm Ring von klirrenden Gestirnen,
Sind wir so voller Leidenschaft nach Sein,
Daß jedes Bild der Welt uns schnell verschlingt.

Und wie die Dämmerung langsam verschwingt,
Tanzt im Gewölk von unsern dumpfen Hirnen
Das blonde Leben, göttlich und gemein.

*

Schatten sickern stumpf auf Pflastersteine;
Lampen schaukeln vogelhaft im Wind;
Straßen bleichen plötzlich wie Gebeine
Durch die Stadt, die zum Gewölk zerrinnt.

Räder sind wir, durch die Nacht gedreht,
Irre Schritte, die sich nicht besinnen,
Seufzer, die aus Müdigkeiten rinnen,
Fetzen Lied, verloren und verweht.

*

Mein Freund, der zu den Schatten ging,
Von Träumen einsam überschwemmt,
Was hinter deiner Stirne hing,
Weint in mir fort, der Erde fremd.

Wir sind ein Spiel um Gott und Ding,
Das rings ans Unbewußte streift,
Und jedes Schicksal ist ein Ring,
Der träumerisch in Ringe greift.

Du Mensch voll Schmerzlichkeit und Güte,
Vom Tag verstoßen und verlacht,
Du hängst in mir wie eine Blüte,
Die sich erschließt zur Nacht.



R. Beeh: Zeichnung zu Rilke, Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke

HUGO V. HOFMANNSTHAL: SHAKESPEARE UND WIR

Zum 23. April 1916

Es sind nun hundertunddrei Jahre her, daß Goethe seinen Aufsatz „Shakespeare und kein Ende“ veröffentlichte. Darin stellt er seine Ansicht von Shakespeare „als Dichter überhaupt“ und Shakespeare „als Theaterdichter“, welche beide er scharf auseinanderhält, dem enthusiastischen Betreiben der von Tieck geführten Romantiker gegenüber, Shakespeares Werke unverkürzt auf die Bühne zu bringen. Er lobt mit Nachdruck die Schauspielerbearbeitungen von der Art der Schroederschen, „welche sich ganz allein ans Wirksame halten und alles übrige wegwerfen“, und nennt es ein Vorurteil, das sich in Deutschland eingeschlichen habe, „daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuhörer daran erwürgen sollten“. Zum Schluß weist er darauf hin, nach welchen Grundsätzen man „Romeo und Julia“ für das Weimarsche Theater redigiert habe, ein Stück, dessen tragischer Gehalt beinahe ganz zerstört wird durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme. „Betrachtet man“, fährt er fort, „das Stück recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer, folgerechte Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.“ Es bedarf keiner Weisheit, auszusprechen, daß dem größten Mann hier von dem Geschmack

der Nation widersprochen wird, der von Generation zu Generation immer deutlicher bis auf den heutigen Tag für die entgegengesetzte Richtung manifestiert hat. Aber, was Goethe zu wahren strebte: das Gehobene und Unvermischte auf dem Theater, auch diesem ist in anderer Weise eine Tendenz des Publikums treu geblieben und hat die hohe Geltung und Popularität der großen oder tragischen Oper herbeigeführt, welcher Goethe selber, als Schöpfer und Urteilender, nicht weniger geneigt war, der, von den vielen Singspielen und Halbopern zu schweigen, die gelegentlich aus seiner Feder kamen, an drei Epochen der großen dramatischen Musik als Dichter teilnahm, wenn er für Gluck die herrliche, Fragment gebliebene „Proserpina" dichtete, durch die Fortsetzung der „Zauberflöte" sich post mortem Mozart als Textdichter darbot und für seinen zweiten Teil des „Faust" einen Mann wie Spontini oder Meyerbeer als unerläßliche Gesellschafter – sofern das Werk aufs Theater sollte – herbeizuziehen sich vorsetzte. Dies aber beiseite, so ist auf der rezitierenden Bühne das Gemischte, wie es eben in Shakespeare grandios uns entgegentritt, zur unbestrittenen Herrschaft gekommen. Die Träger dieser erobernden Vorwärtsbewegung waren von Generation zu Generation ganz unzweifelhaft die großen Schauspieler, von jenen älteren, Schroeder und Anschütz, herab bis auf die, welche unter uns, indem sie sich in Lear oder Falstaff verwandeln, etwas ihnen selbst Verborgenes ihrer Natur zu enthüllen und darzubringen verstehen. Von den beiden, die Goethe mit bestimmter Absicht antithetisch behandelte, dem „Dichter überhaupt" und dem „Theaterdichter", ist der letztere, oder um es

anders zu sagen, von dem einmaligen Naturphänomen des größten Dichterschauspielers Shakespeare ist das schauspielerische Element zu einer unvergleichlich großen um sich greifenden Macht innerhalb des deutschen geistigen Lebens gekommen, und wenn wir heute ein deutsches Theater in einem höheren Sinne besitzen, welches als eine Art Verwirklichung der von den großen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts geträumten „deutschen Nationalbühne" gelten kann, so ist Shakespeare in zweifacher Weise für den Urheber dieses unseres Theaters anzusehen: einmal, wie es oft und einläßlich in bedeutenden Darstellungen ausgeführt worden ist, als einer jener wahrhaftigen Schöpfergeister, die sich „keineswegs nach vollbrachtem Tageswerk zur Ruhe begeben, sondern fortwährend wirksam sind in höheren Naturen, um geringere zu sich heranzuziehen"; so hat sein Geist, in immer neuen Formen gleichsam indirekter Zeugung, uns vom „Götz" und der „Emilia Galotti" angefangen bis zu dem dramatischen Zaubermärchen Ferdinand Raimunds so ziemlich das meiste dessen hervorgerufen, was als höheres Repertorium den Bestand dieses deutschen Theaters ausmacht; zum zweiten aber, indem er von Individuum zu Individuum und von Geschlecht zu Geschlecht immer das Höchste der schauspielerischen Begabung auf sich gezogen und dem deutschen schauspielerischen Dasein mit einer unauflöslichen Aufgabe zugleich ein geistiges Zentrum geschenkt hat. Der französische Schauspieler lebt, eine Generation auf die andere, das gesellschaftliche Leben seines Volkes mit. Nicht so der deutsche, denn die Nation hat selber kein ausgeprägtes, und die wertvolleren dichterischen Pro-

dukte entstammen nicht dieser Sphäre. Aber an Shakespeare hat sich das deutsche schauspielerische Dasein unter stets aufs neue problematischen Verhältnissen immer wieder emporgehoben, hier besteht im allseits Diskontinuierlichen, stets Traditionslosen sogar eine Art von Kontinuität. Der Schauspieler ist es, der die Herrschaft Shakespeares auf dem deutschen Theater unablässig ausgebreitet und vertieft hat, und ein Mann wie Reinhardt, der Schauspieler-Direktor, handelt ebenso unter geschichtlicher Konsequenz wie aus eigener Leidenschaft, wenn er, was Generationen von Schauspielern, zuerst im Wetteifer mit Garrick und Kemble, dann mit Salvini und Rossi, dem deutschen Theater einverleibt haben, zu seiner hohen Blüte und damit zu einem zeitweisen Abschluß treibt.

Der Schauspieler ist es, der nach und nach dem Publikum eben jenes Gemischte annehmbar gemacht hat, sowohl innerhalb jedes Stückes, wie innerhalb der Figuren; zunächst das Komische hart neben dem Tragischen, dann aber auch das Tragische im Komischen, eine Figur wie den Narren in „Lear“ etwa, oder das Melancholische im „Falstaff“. Und nur wenn diese Mischung, anstatt zu befremden, als Genuß empfunden wird, kann ein Stück wie „Was ihr wollt“ auf der Bühne bestehen, das in der Tat vor hundert Jahren, als die Romantiker es zuerst aufs Theater brachten, vom Publikum fallen gelassen wurde, jetzt aber in Wien, wie vor ein paar Jahren in Berlin, für eine Weile die erste Stelle im Repertoire einnimmt. Denn sein ganzer Reiz ruht auf einer solchen Mischung von derbkomischen, grotesken und ganz zarten Figuren, die

zu einer Gruppe verbunden sind; eine ähnliche Gruppe ist Prospero und Miranda, Ariel und Caliban.

Das deutsche Theater, indem es sich Shakespeare ergab und ihm diente, hat auch wieder zu eigenem höchstem Nutzen gehandelt; die Möglichkeiten, die für den Schauspieler hier liegen, sind kaum auszuschöpfen und führen immer tiefer und höher. Hand in Hand mit der theatralischen Unternehmung ging die dramaturgische und sonstige gelehrte Betrachtung; die einzelnen Stücke, das, was man, mit einem Körnchen Salz, die Idee jedes einzelnen nennen kann, die Figuren in sich selber betrachtet und die Bezüge zwischen den Figuren, Hamlet mit Horatio, Brutus mit Cassius, Antonio mit Bassanio, die Landschaften, welche freilich Landschaften der Seele sind, und das, was man die Hintergründe und Ausblicke nennen könnte, alles dies ist an den Tag gebracht, analysiert, gesammelt und in Sammlung über Sammlung wieder gesichtet, verglichen, registriert usf. in infinitum. Einst trat diese Zauberwelt plötzlich an einzelne heran, und der Eindruck war überwältigend. So ist das Erlebnis Goethes. „Die erste Seite, die ich von Shakespeare las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stück von ihm fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert.“ Noch Ferdinand Raimund bekommt erst als reifer Mann den Shakespeare in die Hand, der ihn umwirft, und datiert von da an Epoche in seinem Leben. Das Glück, diese Welt dämonisch im schicksalsvollen Augenblick ins eigene

Dasein hereinbrechen zu fühlen, müssen die darauffolgenden Generationen mehr und mehr entbehren.

Für sie ist Shakespeare immer schon da. Tausendfach ausgedeutet, wenn auch im Tiefsten unausdeutbar, liegen diese Gebilde zutage, die inneren Spannungen und die Strahlungen, die von ihnen ausgehen, sind aufgezeichnet und tabelliert. Alle Hilfsmittel zu einer beständigen Schwelgerei sind dem Heranwachsenden vorgerichtet, und heilig muß seine Scheu sein, wenn er zu einem höheren als schwelgerischen Verhältnis sich erhebt. Das Theater ruft ihn zu Shakespeare, sich schwelgerisch in Natur aufzulösen, wie der Schauspieler selbst sich auflöst; so ruft ihn leider auch der stets offene Musiksaal zu Beethoven. Der Reichtum unendlicher Bezüge, Hamlet und Ophelia, Macbeth und seine Frau, Coriolan und der Pöbel, Prospero und die Geister, Brutus und Cäsar, alles dies liegt am Tage, ist dem geistigen Sammelbesitz der Nation einverleibt. Höchst problematisch aber wird der Begriff des Besitzes, wo es sich um Geistiges handelt, ja es kann das Geistige seiner Natur nach in das alltägliche Dasein nicht einbezogen werden: denn es will und soll ja dieses Dasein aufheben. So kann ein zweideutiges Verhältnis entstehen, ein schlaffes und trübes Haben und Nichthaben. In der Jugend aber, von Geschlecht zu Geschlecht, ist ein heiliger Drang nach dem Unentweihten. Hier fällt den Generationen wahrhaftig ein verschiedenes Los. Die Jugend von 1770 wollte nichts als zu sich selber kommen, und in Shakespeare fand sie sich selber, die glühende Welt des Herzens und der Einbildung. Aus diesem beglückenden Verhältnis heraus sind Goethes obige Worte ausgesprochen.

Eine andere Zeit wollte sich in die Welt auflösen, und ihr waren Shakespeares Werke das allermächtigste Lösungsmittel. Dieser Generation, der romantischen, danken wir Schlegels Übersetzung, in der das fremde ungeheure Werk für uns nochmals aus der eigenen Sprache wiedergeboren ist.

Die heutige Zeit kennt keinen tieferen Drang, als über sich selber hinauszukommen. Der Lebende fühlt sich überwältigt durch die Gewalt der Umstände; das schweifende, schwelgende Genießen, das fühlt er, ist kein Ausweg, der Genuß zieht ihn nur tiefer in die Sklaverei hinein, und der Besitz unterjocht. Nach oben hin ist die Idee der Freiheit in den Äther entschwunden, nach innen zu die Idee der Tugend leer und wesenlos geworden. Begriffe, Namen verdüstern die Pfade des Lebens mehr, als sie sie erleuchten, die Handlung hat sich zur Begebenheit erniedrigt. Wo ist eine Offenbarung des Höchsten? Ebendort, wo Wirklichkeit ist, antwortet die innere Stimme, die untrüglich ist.

Menschen, zu allen Zeiten, suchen Wirklichkeit begierig überall. Bei den Geistern und Gespenstern noch, unter deren Anhauch sich eine neue Seite ihres Selbst ihnen offenbart, im Krater der Wollust, ja am Spieltische, wie im Gebet und im Gedicht. Kaum geahnt wird die Wirklichkeit der Mitlebenden, ja noch geliebter naher Wesen, dem trägen Blick bleibt sie auch im Leiden noch verschleiert, bis sie uns plötzlich anweht: Ahnung, daß das Einmalige alles sei, nichts wiederkomme, nichts sich gleiche, alles im Augenblicke unendlich, ungeheuer, begrifflos, vor Gott ewig. In der Leidenschaft wird diese



Altersbildnis Hölderlins



Sprache begriffen, so liegt in der Leidenschaft, nicht in der niedrigen, sondern der hohen, die eigentliche Weihe des individuellen Daseins. Nur in der geistigen Spannung der Leidenschaft wird das Individuelle, das Einmalige wesenhaft: es ist das, wessen sonst der ruhig Hinlebende kaum gewahr wird. Dieses Einmaligen ist die Welt Shakespeares voll, nirgend sind die inneren Spannungen so wie in Hamlet, Macbeth, Othello. In jeder seiner Figuren ist ein unsagbarer Bezug auf sich selbst, eine schauerliche und erhabene Konzentration. Die Einsamkeit dieser Leidenschaftlichen, jeder in seine Welt hineingebannt, dies und nicht mehr die wunderbare Vielfalt des glühenden Geschehens, nicht die romantische Uferlosigkeit des Widerspieles, bannt die Blicke einer neuen Jugend, der die Zusammenfassung und Erhöhung ihres Selbst über alles gehen muß. Und wenn Goethes Shakespeare der Geist ist, der die Welt durchdringt und keines ihrer Geheimnisse bewahrt, dem alles von den Lippen fließt, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, was ein Gemüt ängstlich versteckt, so wird einem anderen Geschlechte ein stummer Shakespeare entgegentreten, und er wird abermals wahr sein, so wahr als jener, „der die Geheimnisse des Weltgeistes verschwätzt“. Denn wo jedes Wort im ungeheuersten Bezug auf sich selber steht, alle Worte zusammen zu der Rune sich verbinden, die das Individuelle als das Einmalige ausspricht, nichts vom Individuum hinaus in die Welt weist, in die Geselligkeit der Begriffe, dort waltet etwas wie Stummheit, und mit dieser bannt sein unerforschlicher

Geist ein neues Geschlecht, wie ein früheres mit der Magie schrankenloser Beredtheit.

Wie komme ich aber, indem ich in Gedanken Shakespeare und eine neue Generation zueinander halten will, dazu, das, was gemeinhin dunkel und trübe erscheint: Leidenschaft, und die reinen Gebilde der Kunst zusammenzustellen? In der Leidenschaft wie in der Kunst ist das Schöpferische wirksam: das vom höchsten, ersten Schöpfer Entsprungene, Hergeleitete, in den Geschöpfen, womit sie gegen das Chaos sich zur Wehr setzen.

ARNO NADEL: AUS DEM GEDICHTBUCH „DER TON“

Was nenn ich Gott?
Den Körper, der das Sein ist.
Der über Fragen ist und ist,
Der Ende ist der Möglichkeit.
Der in den Mitteln unsre Ahnung ist.
Der uns als Schluß und Schutz das Wissen gab.
Der faßbar über Art und Wesen ist.
Der ist, daß Wonne unser Denken sei.
Der offen Tat ist und Geheimnis.
Der Sinn und Sinnen ist.
Der ohne Zählen Lohn und Strafe ist.
Der Hoffnung über Leid und Zwiespalt ist.
Der Um um Alles ist.
Der Wissen ist im Wort.
Der letztes Vorbild ist in Sein und Tat.

Der Ding ist, das der Nahe kennt
Und ganz fürs eigne Leben hält.
Der bis zum Tag des Wissens mehr gewährt,
Als letzte Lust erträgt.
Der Wissen nur durch Sprung erneut,
Wie irgendwo, wie zahllos und wie einst.
Der Leben will als Hauptding aller Dinge.
Der über Tieres Härte ist.
Der über Mensch und Lust ist allem Nahen.
Der über Augenblick nur Augenblick
Und über Willen Wille ist.
Der über Leidenschaft die Stille ist
Und über Beugung Trank und Wahnsinn.
Der Nahe aller Tiefen beieinander
Wie über Leben hält.
Der Mann und Weib in Sprung und Süße ist.
Der Ach ist im Entschwinden und Vergessen.
Und nur Ach im Verwehen um das Ganze.
Der stark ist wie die reine Stärke.
Der tief ist über Ewigkeit
Und selbst im toten Stoff das Abbild ist.
Der Helligkeit und Herz ist ohne Herz.
Der Sein ist unterm Sein,
Und unter diesem süßer Kern ist.
Der aus dem Kern und andern Raums die Tat ist.
Der Antlitz über Antlitz ist.
Der Ende, Ding ist, Der und Die und Das.
Der Blut und Atem durch sich selbst ist.
Und alles dieses ohne Traum und Rätsel.

*

Tag – Melodie –
Herz – süße Melodie.
Vorüber und hinüber.
Weil alles Ton ist.
Aus Leib und Brust kommts auf,
Wohin denn zieht es?
Aus Gottes Seele in den Ton,
Aus Gottes Leben in das Leben.
Hör nur und fühle – Ton und Ton und Trauer.
Schön über Freude, – selber, selber Gott.

*

Nichts kommt hindurch durch diesen Wind des Stoffes.
Das ist erfüllt von anderm Raum noch,
Da wesen Götter aus der Gottheit,
Entsandt und tätig,
Und lustvoll mich umlauschend.
Und alles so.
Doch nichts kommt her, weil das das Ende wär.
Und meine Segnung ist,
Daß ich das Wort aus diesem Leibe treibe.

*

Alles deutet Gottes Wesenheit.
Der Himmel ohne Ende
Ist seine Weite,
Die nahe Luft, die undurchdringlich weht,
Die Allmacht seiner Tat,
Des Menschen Traum und Sorge,
Sein schönes Denken, seine Güte.

Was ist, ist Schaffen seines Willens.
Der tönt in Innigkeit und Helle,
Ist da, – nichts sonst ist da, –
Und atmet Menschheit aus beseelten Pulsen.

*

Wer ist gütig?
Die Luft ist gütig,
Wenn du sie fühlst.
Wer noch?
Das ist genug.
Denn das ist alles.

*

Was ich zu lehren habe? – Nichts.
Was lehrt dich diese Welt? – Sie lehrt dich nichts.
Ich schrieb sie ohne Zählen auf,
Daß sie auch Tat im Worte sei.
Nun lies sie beide:
Du wirst das Schweigen und das Leben lernen.

*

Ach, mein Gott, was können wir?
Wir können essen,
Mit Frauen Lust und Kinder zeugen,
Die wieder essen, wieder Kinder zeugen.
Und wenn wir deine Pläne melden,
Ists Abschrift ganz aus dir und fern von dir.
Nur du kannst, du nur bist das Können.

*

Losgerissen vom Nabel des Gottweibes
Last' ich umher,
– Nur du erhältst mich, daß ich nicht zerrinne, –
Und warte, ob mir was entgegenlastet.
Auf Menschen, wie Käfer gestaltet,
Auf stumme Tiere, die sich fürchten.
In Frauen nur entbietet mir den Gruß
Die alte, wilde Mutter,
Die mich zu Spiel und Traum entließ.
O Mund, o Saft des Weibes, purpursüß!
Ein Tropfen meines wunderbaren Ursprungs,
Bewegtes Halbvergessen.
An dir, Natur, lenk ich vorüber,
Nach meinen Flammenufern späh ich.

*

Gott ist nicht Stoff und ist nicht Sinn,
Er ist nicht Lust und ist nicht Schmerz,
Und ist doch alles dies.
Und wenn dus fassen kannst:
Er ist nicht Tat und nicht Allwissen
Und ist nicht Sein und ist nicht Wunder.
Er ist nicht alles dies, – wie du im Abbild.
Er ist – nun geht dein Atem aus – das ist er.

*

Drei Stoffe sinds.
Die sind das Ganze, ohne Rest.
Gottstoff, Sinnstoff, Stoffstoff.
Gottstoff ist Tat, Allwissen, Ende.

Sinnstoff ist Abbild Gottes und Empfängnis.
Stoffstoff ist Tod, und Mittel allem diesem.

*

Gott sieht? – Du dunkles Kind!
Gott ist das Sehen.
Und mehr.

Gott hört? – Du dunkles Kind!
Gott ist das Hören.
Und mehr.

Gott weiß? – Du dunkles Kind!
Gott ist das Wissen.
Und mehr und ewig mehr.

ALBRECHT SCHAEFFER: VIER GEDICHTE

Aussicht

Kam ich an atlantisches Gestade?
Ungeheures wogt vor mir, ich fühls!
Augen auf, dies ist ein Tag der Gnade:
Ströme grün im blauen Meeresbade
Rollen dort unbändigen Gewühls.

Riese Dasein! mit dem eichnen Schiffe
Überstampf ich deine schwere Brust,
Über mir Geläut und Möwenpfiffe
Und bei Nacht die große Sternenlust:

Wenn die goldnen Posten droben singend
Rufen ab die dunkle Stundenflucht,
Und der Nachtwind, meine Brust durchdringend,
Mir das Herz bereift, die warme Frucht. –

Morgenröten, goldne Wagenreihen,
Fahren, Greif und Einhorn vorgeschirrt,
Mit Gelächter und gewaltigen Schreien . . .
Unbeschreiblich dröhnt die Brust des Freien,
Dem die Woge um die Glieder klirrt.

Meeresabend

Du schüttelst, Baum, dein dunkles Haupt,
So ganz gedankenüberlaubt,
So altersgrün; so zeitbestaubt.

Geschüttelt flog der Windgott aus,
Mit Schwingen spitz, im kalten Saus,
Und kreist, und bläst ums Bauernhaus.

Dann schleicht er schlank und schlangengleich
Durchs wehnde Gras, hinan den Deich,
Und hockt dort schwarz, vorm Abend bleich.

Der riesige Okeanos
Mit Rossen und Tritonentroß
Dahingestreckt die Augen schloß.

O Glanz des Meers perlmutterklar!
Der Windgott schließt das Augenpaar
Und lächelt, schmal und wunderbar . . .

Verschwand er dann? – Der Deich ist leer.
Es schläft der Baum, das Haus, das Meer.
Aus Westen weht ein Traum daher . . .

Das Verlangen nach dem Monde

Bleich, o wie bleich,
Fahler Himmel, ist dein Nachtbereich!
Schwarzer Busch, von Nacht erstarrt,
Schüttelt sich und blickt und droht mir hart.
Eng und bang, du düstrer Gang,
Führst mich, weiße Wand entlang,
Fort vom abgestorbnen Haus
In die Ebene hinaus,
In die Nacht hinein.

Schein, ach kein Schein
Blinkt von fern und winkt, getrost zu sein.
Aus der Ebne atmets her,
Riesin Wind, die tränenschwer
Liegt am Boden, sucht und kniet
In der Finsternis Gebiet,
Schluchzt und tastet, sucht und weint,
Ob kein silbern Licht erscheint,
Licht, das sie verlor.

Vor, o tritt vor,
Seele Mond aus deinem Hüttentor!
Hoch die Ampel in der schmalen Hand
Sanft beleuchte das erschrockne Land!

Ruf der bangen Riesin zu ein Wort,
Sprich: Hör auf! – Sprich: Suche dort!
Ach, dann glimmt ein blaues Licht von weit!
Ruhig wallend fließt ihr Kleid
Über mein Gesicht . . .

Licht, ach ein Licht
Wohnt in Wolken und erhört mich nicht!
Murmelt Woge unterm Brückenjoch?
Eine Stimme wagt es doch.
Zweige nächtig nächtige Flut bespült,
Nacht im Boden flutet aufgewühlt . . .
Brausend die Lapithin steht und ficht
Übern Himmel hin nach Licht,
Reißt und riß, – und mächtig fällt
Licht auf eine tiefe Schlummerwelt. –
Schlaf nur ruht im Feld.

Hora serena

Über schon dunklen Flächen leuchtet noch die fahle
Goldwand von jenseit an dem Götterhaus.
Dort, unbekümmert um irdisches Seelengebraus,
Sitzen sie, tafeln sie froh in der sonnigen Halle,

Umflutet von dem Glanz des seligen Bruders,
Des Sonnenschiff sich durch das Erdgewölke drängt
Hinüber . . . Uns entschwebt die Majestät des goldnen Ruders;
Das Haus, von blauer Wolkenfinsternis verhängt,

Entzieht sich langsam uns; wie es entschwunden,
Sehn wir, daß wieder Nacht auf Erden ward,
O Schwester! und da stehn wir schwer gebunden
An unserm Kreuz aus Erde, sterblich und bejahrt,

Da jene alterslos und fern vom Tode sind.
Dennoch sind uns auch Kreuze aus Sternen gezimmert!
Geflochten auf Sternbilder droben: wir lagern im Wind,
Gekreuzigte Seelen im Dunkel, gewaltig von Schmerzen
umschimmert.

Leiden, du weißt es, dürfen glänzend sein!
Und manche Nächte rollt das Rad des Firmaments
Um unsrer Herzen Achse in die Nacht hinein
Mit Orgelbrausen, – denn im Herzen brennts:
Ebenbürtig den Göttern, im Sterbenden sorglos zu sein.

HERMAN TEIRLINCK: NACHMITTAGS-SCHLAF

Der Nachmittag hängt lautlos in der Luft.

Der alte Herr will nach dem Essen ruhn. Er tut das in dem kleinen Salon, der an der Vorderseite des Hauses neben dem Eßzimmer höchst beschaulich und einsam die Sommermittagsstille zwischen vornehmen Wänden gefangenhält. Die Läden sind geschlossen. Von einem Ende zum andern flutet hier der samtene Hauch eines lauen Schummerlichts und lindert die Farben auf den altersschweren Gemälden, den verblichenen Goldleisten und dem tiefglühroten Wandbehang, auf der eichenen Flügeltür, dem vio-

letten Nußbaumschrank, dem Tisch und seiner Decke von abendblauem Tuch, auf der sich als ansehnlichster Zierat die breite, kristallene Dessertschale niedergelassen hat, auf den blauseidenen Stühlen, deren faltenloser Sitz in stattlicher Ruhe den seltenen Gast erwartet, auf dem unvergleichlichen Lehnsessel, der breit und einladend vor lauter Dienstwilligkeit strahlt.

Der alte Herr läßt sich im Lehnstuhl nieder: er kommt aus dem Eßzimmer, er schließt vorsichtig die eichene Flügeltür, streift ohne Hinschaun im Vorübergehn mit träger Hand die Tischdecke und läßt sich im Lehnstuhl nieder. Die Seitenlehnen verschwinden völlig unter der Wucht seiner Arme. Dann aber, da er nicht tief genug einsinkt, stützt er sich auf und schiebt seinen schweren Leib nach hinten, bis er schließlich ans Ziel gelangt und ganz und gar von der beflissenen Wärme seines wohligen Ruhesitzes umfangen und umstreichelt ist. Nun faltet er zufrieden die roten Hände über seiner Hose. Fette Grübchen wabbeln auf seinen Fingerknöcheln. Dann läßt er das Haupt hintenübersinken, so daß plötzlich sein runder Hals in höchst erstaunlicher Kugelfülle nach vorne quillt und sein kleingutmütig Gesichtchen schräg hinter dem überwältigenden Quabbelkinn wegdämmert. Der alte Herr schaut ein Weilchen um sich.

Er schaut ein Weilchen um sich, ohne zu sehen, was er sieht. Seine Blicke dämmern über die gewohnten Gegenstände hin, bleiben wohl hier und da an einem kleinen, helleren Lichtfleck haften; aber alles ohne Sinn und Zweck, denn es ist nur ein traumselig Spiel seines Geistes. So stiert er scheitelrecht zum Estrich hinauf. Dieser Estrich ist

zartgrün, umsäumt durch das ebenmäßige Gewog eines Stuckfrieses. In den vier Ecken blinkt Goldgeschnörkel, und inmitten, wo der Bronzelüster in seinem Haken hängt, prahlt ein frischvergoldetes Stilleben: Äpfel paarweis, Birnen und Trauben, ein weitläufig Gebündel und Gerank, die richtige Salonpracht. Dorthin zielen die Blicke des alten Herrn und wandern dann langsam abwärts, bis sie schließlich im Pfeilerspiegel überm Kamin den gleichen zartgrünen Estrich begleiten, um auf dem gleichen Stillebenprunk die gleiche Weile regungslos zu verharren.

Über die Spiegelfläche, von der linken oberen Ecke her bis fast in die Mitte des grünen Kaminbehangs streift ein Strahlenblitz: Sonne. – Er blickt durch einen Spalt der geschlossenen Fensterläden herein. Blendend liegt er auf dem glatten Spiegel und steht wie ein Balken Lichts, glutgelb, handgreiflich in der Luft, in der er alle Stäubchen sichtbar macht. Die Stäubchen wirbeln lässig auf und nieder, um und um und sind im Hui aus der strahlenden Wand heraus. Sie vergehen im Umschaun, eingesogen durch die brütende Dämmerung rundum. Aber andere entstehn augenblicklich ohne Übergang, allmiteins, aus Nichts geboren, aus dem leeren Raum, wahrhaftig, aus dem Dämmerbrüten.

Also wird hier die Sonne kund, heimlich, wie das schrille Gezirp eines Mäuschens.

Die müde Aufmerksamkeit des alten Herrn sinkt ermattet an den güldenen Wangen der schönen Estrichfrüchte hin, taumelt tiefer und tiefer über den fünfarmigen Lüster und langt instinktmäßig auf dem blanken Sonnenstreif im Spiegel an. Da verweilt und erstarrt sie in wollüstiger

Betäubung; denn sachte naht die süße Benommenheit, die ihr aus jenem schönen Licht entgegenflutet.

Sein Blick versinkt in dem zauberischen Glanz, der sich nun schmeichelnd zwischen die halbgeschlossenen Wimpern schleicht, und als er endlich ganz von Kräften, hingegeben mit dem goldenen Auf und Ab des Pendels über der Kaminplatte schwebt, fühlt der alte Herr die innige Wärme dieser allübersäuselnden Ruhe. Die ganze Standuhr sollt eigentlich verschwinden und verdämmern hinter dem einen, winzigen Flatterscheibchen des Pendels. Jedesmal, wenn er durch den Sonnestreifen fährt, blinzt der Pendel.

Draußen sind unterschiedliche Geräusche wahrnehmbar; und nun dringen sie ins Zimmer, und der alte Herr kann sie so scharf, so haarscharf wahrnehmen, daß es nicht zu sagen ist. So hört er denn, wie das Getös im Zimmer ruchbar wird; denn beinah schläft er schon, und jeder Laut klingt dann noch einmal ganz besonders hell, eh alles in deinen Ohren verbrandet und verrauscht. Der alte Herr weiß das sehr wohl.

Über die Straße läuft ein Gelärm von Fußtritten, ein Wägelchen, das rollt, ein Hündchen, das bellt, oder ein flüchtig Menschengespräch. Eine junge Stimme sagt eifrig unter dem Fenster:

„Außer – nein, aber sag! – außerhalb des allgemeinen Wahlrechts? Stell dir nur vor!“ –
und verschwindet. Der alte Herr hat in diesem Augenblick einen sehr schwachen Begriff vom allgemeinen Wahlrecht. Dann hört er im Speisezimmer die Flüsterworte seiner Tochter, die ihre Kinderchen ermahnt.

„Seid doch um Himmels willen still, Bengels, sonst wird Großpapa wach . . .

. . . Kaatje? Kaatje!“

„Ach, Mütterchen, ich wollte nur ein Stückchen Kuchen — — da!“

„Und dafür mit dem Ellenbogen ein paar Gläser auf den Fußboden schieben! — Brave Kinder, die was nötig haben, fragen Ma um Erlaubnis, die wohl am besten weiß, was man tun und lassen soll. Brave Kinder sind gehorsam. Jawohl!

Und hier ist nun ein Stück Kuchen für Kaatje und eins für Brüderchen. Und nun gehn Kaatje und Brüderchen ohne Geräusch von Tisch und essen draußen in der Laube den Kuchen auf. Das wird lecker schmecken, was?“

Sie flüstert. Der alte Herr hört ganz deutlich, wie ein Messer über den Kuchenteller schrapt, wie ein Geschwirre von Röcken und Röckchen raschelt, wie die Kinderchen unbeholfen auf den Zehen hinaustrippeln und wie dabei die Schuhchen knarren — unverhofft. Er lächelt leis in sich hinein. Freilich, Kinder sind solch ein schnakisch und pusselig Volk. Die kleinen Dingerchen können so sonderlich tun und alles so possierlich und so wunderlich anschaun, daß es ein Segen ist. Sieh nur jetzt Kaatje an, wie sie den Kuchen belauert hat und dann das gewichtige Messer profitlich hineingleiten und zwei Stücke hinlegen sah, ein Stück für Kaatje und ein Stück für Brüderchen. Aber guck doch nur nach Kaatjes Augen, bitt ich dich, wie die im Nu, mit einem einzigen Blick das Maß von Kaatjes Stück und Brüderchens Stück aufnehmen. Wie drollig das ist! Der alte Herr läßt beide Daumen abwechselnd über ein und

denselben Westenknopf wandern und macht ein Gesicht, als ob er sagen wollte:

„Wie verfl . . . . . . drollig das ist!“

Der alte Herr nickt sachte ein. Seine Daumen bleiben nach einer kleinen Weile still liegen, und seine Gedanken verlieren sich rückwärts, tief in die Vergangenheit, und bleiben dort in einer greisen Süßigkeit hangen. Er erinnert sich an ein Haus mit breiter Treppe und grünen Scheiben in der Gartentür, an ein braunes Wohnzimmer, an die Hände einer schweigenden Frau, eifernd zwischen dem Wirrwarr von Nadeln und Klöppeln und weißem Zwirn, weiße, weiße Hände, und das Wohnzimmer dunkelbraun und ein Peijatz aus gelber und roter Seide wie eine Sonne mittendrin. Hört er nicht noch das herzerquickende Geklingel der Glöckchen, hört er nicht den Silberlaut? Sicherlich hört er ihn noch. Und dann weiß er auch noch ein braun Sammettäschchen voll Marmeln und gläserner Klicker. Wie hießen die gläsernen Klicker? „Lavooren.“ Das ist ein rarer Name, sollt ich meinen. Und so meint auch der alte Herr, dieweil er träge sitzt und träumt. Und er sieht sie wieder vor sich, die herrlichen „Lavooren“. Die allerherrlichsten waren glänzend wie Kristall. Vielfarbige Adern durchliefen das gläserne Sphärenrund, ein Schneckengewind von mannigfaltigster Buntigkeit, blaue, hell- und dunkelblaue, veilchenblaue, fliederfarbene, purpurne, rote, von zartrosenfarb bis glühend feuerrote, steinrote, gelbrote, gelbe, weißgelbe Fädchen, alle Fädchen zierlich in eins verwunden und verschnürt und aus Rahmgelb aufdunkelnd ins Weidengrün, Olivengrün, Eichengrün, Tiefgrün, dunkler, dunkler, in seltsamer Stufenfolge, bis wieder ins Blau hinein. Ein

„Lavoor“ von Mittelgröße hatte den Wert von zwölf gewöhnlichen Marmeln. Soviel pflagen die Jungens beim Spiel dafür zu geben. Und er verdiente das auch durchaus. Du mußtest nur mal solch ein Ding durch den Sand fahren sehen. Du mußtest sehen, wie das Licht drinnen zauberte und flickerte, flämmchengleich, schon wenn der Klicker noch fest zwischen Daum- und Weisfinger saß, bereit, um loszuschießen. Aber wenn er dann miteins vorauswippte und flugs davonsprang, klink, klank über den Holperpfad, wie war er nicht erstaunlich, wie war er nicht ein lebend Feuer!

Über dem weißen Kräglein des alten Herrn prangt in erhabener Ruhe das unsägliche Kinn gleich einem roten Kinderbauch. Doch ganz am Ende, da, wo das winzige Gesichtchen mit geschlossenen Augen aufglüht, sitzt nun ein Lächeln, so klein, daß es in den Winkeln des regungslosen Mundes Unterschlupf findet. Die Stirn bleibt glatt; und die Wangen sind ein unbeweglicher Teil des allüberwältigenden Kinnes. Eben zucken die Wimpern . . . beinahe nicht, beinahe ganz und gar nicht.

Die Hände fahren langsam auseinander, rutschen über die Westenknöpfe, über die runde Weste, über die Westentaschen, ohne zu hapern. Sie rutschen über den gestickten Westenrand; und, bums! fallen sie gleichzeitig auf beiden Seiten längs der Schenkel nieder. Das Lächeln flieht, das Kinn gluckst, die Braue fährt hoch; eine Falte quert die Stirn.

„Hee — Ee“, sagt der Mund. Die Augen fahren wild in die Runde; und der alte Herr liegt recht töricht da und sucht nach seinen Händen.

Der alte Herr holt noch einmal seine fünf Sinne beisammen. Ein Weilchen beschaut er von neuem das Fruchtgehäng am Estrich, stiert aber gleich wieder in den Sonnenstreif, der schräg über den Spiegel läuft.

Und so folgen seine Blicke nochmals dem goldenen Licht, bis sie über dem bronzenen Farbenspiel der Empireuhr stillhalten. Die Uhr ist ganz aus mattvergoldeter Bronze, mit alleiniger Ausnahme des Zifferblattes, das weiß und eben ist. Dies Zifferblatt klebt an einem griechischen Grabmal; und neben dem Grabmal kniet ein gramerfüllter Orpheus. Er tut wie jemand, der den Himmel ansingt. Er hebt seine Harfe in die Höhe, den olympischen Göttern entgegen, irgendwo zwischen den Gipsrosinen und dem Lüsterhaken. Ein Mantel hängt über seiner linken Schulter, flutet längs der Grabstatt hin und bewirkt noch ein zierlich Gefältel zu seinen Füßen. Um seine Haarlocken hat er ein Band gelegt, das nicht matt, sondern stark poliert ist. Der Pendel, der mit kaum vernehmlichem Ticktack unter dem Grabmal hin und wider fährt, ist auch poliert. Schau nun, wie der helle Sonnenstreif Sieger über die ganze Standuhr bleibt.

Die Sonne jubiliert mit winzigen Spritzerchen auf dem oberen Rand von Orpheus' Armen, auf der Spitze des rechten Harfenbugs, auf Orpheus' Haarband, auf seinen Schultern, auf einem Teilchen seiner Brust, auf vier Falten seines Mantels, auf seinem einen Knie, auf dem Grabe; hier auf dem Grab, dort auf dem Grab, vor allem aber auf dem Pendel. Die Sonne äugt aus ihm hervor wie ein Junges aus dem Finkennest. Sie schlägt Schnippchen auf ihm wie sprudelnd Wassergeträuf. Sie verwandelt ihn, als wärs

in einem Zaubermärchen. Die Sonne! O, das kleine Stückchen Sonne, nicht minder und nicht mehr als die große Sonne ganz und gar!

Wahrlich, so fühlt es der alte Herr. Der alte Herr faltet von neuem die Hände über der Weste. Er macht das Siegesfest der Sonne mit. Er wird blind davon. Das gelbe Licht überflutet alles; und Wolken quellen draus hervor. Er sieht noch etwas – er sieht ein Flieglein, das um den Ellenbogen des Orpheus surrt und akkurat nicht den Mut findet, sich auf den güldenen Reichtum niederzulassen. Er sieht das ganz flüchtig, ehe die übermächtige Sonne alles verschlingt.

Der alte Herr schläft. Denn das Flieglein schwebt nunmehr über seiner Nase, beinah schon zwischen den glühenden Wangen, die ein unbeweglich Teil des allüberwältigenden Kinnes sind. Der alte Herr vernimmt das heimliche Gesumse nicht.

Demzufolge schläft er.

Aus dem Flämischen von Rud. Alex. Schroeder.

KAREL VAN DE WOESTIJNE: ZWEI GEDICHTE

I

Oktober, rüstest ab mein Wähnen und mein Wählen
Mit dumpfem Hammerstoß,
Blei, lendenlahmer Fron, gestauchte Schultern stählend,
Oktober, und dein Hauch die starren Pulse strählend,
Oktober, macht mein Auge groß.

Von allem Spiel gewehrt auf blanken Sommerwiesen,
Zu aller Ruh gekehrt,
Verlassend alle Lüst', und die mich selbst verließen,
Oktober, wie ein Kahn auf sachten Abendfließen
Zum schwülen, schwarzen Hafen fährt:

So liegt, um deinen Trotz von eignem Schlaf geschlagen,
Mein Leben lahm und leer;
Da noch allein mein Blick voll nimmersatter Fragen,
Oktober, hungernd folgt, von Freud und Furcht getragen,
Des Lebens ewiger Wendekehr.

Und nun, da morsch und wrack in deinen Schwall gemündet,
Ich selbst mir selbst entflieh,
Dieweil, von eignem Tod zu eignem Glanz entzündet,
Mein breiter-starrend Aug in deine Wollust gründet,
O Lebens-, Sterbensharmonie,

Schau ich gepaart ins Beugejoch die Schenkelhüften,
Oktober, und Gezäum
An Hörnern, steilgestellt, die stehn nach güldnen Lüften,
Dein stetig Stiergespann, das bricht sein geiles Giften
In Stapf und Schnauben und Geschäum;

Zwiespann, das krimpt und kraust den sturen Schulterbogen
Und träg den Wagen führt;
Wenn – wo sie schrägen Blicks und Nüstern schaumbeflogen,
Dir vollgeladene Fracht von Frucht und Fraun bewogen –
Du starrst, den lustlos nichts berührt,

Dem vollen Wagen nach, da Korb an Korb getragen
Von runden Birnen rollt,
Dem Wagen, da die Glut der Trauben stürzt, dem Wagen,
Da Faune sich im Vlies, lautschnarchende, behagen,
Und schläft der Frauen sonnig Gold,

Oktober – und stehst still, du, der die älteren Lande
Allschattend überschaut,
Des Hammers hangend Lot gestillt in heißen Handen,
Da dir im Atemrauch das Schaudern und das Branden
Der allerletzten ... Sonne ... blaut ...

II

O nackte Liebe, gram und grau,
Arm-Herbst, der um den Frühling hadert,
Ein müder Wingert, blut-durchadert,
Gebeugt auf letzte Rosen-Schau.

Ein arm, verschüchtert Schattenschauern
Um deine Schönheit, düster still,
– – O morsche Lieb, die danken will
Und wagt kein Trauern! –

Aus dem Flämischen von Rud. Alex. Schroeder.

RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER: ALCÄISCHE ODE

Der Abschied

Sagt ichs noch einmal? Klagte dich wirklich an
Um Abgetanes, schlösse die Kammern auf,
Drin ichs gebändigt hielt, vor allen
Lüften und Lichtern des Tags verschlossen?

Es wandelt freilich immer der Sterbliche
Wie über Tal und Berge von Glück zu Glück.
   Den losen Staub an leichten Sohlen
      Trägt er als Beute davon und schüttelt

Mit jedem Tag die früheren achtlos ab,
Kind, neugeboren jeglichem Morgenstern,
   Gedankenlos; und doch, das Tote
      Spottet des Lebenden, sitzt ihm lüstern

Zum eignen Tisch, entfremdet ihm Brot und Wein
Vor seinen Lippen, lagert im Pfühl geschmiegt,
   Aus jedem Seufzer deines Busens
      Heilige Wärme für sich begehrend.

Gesicht! Gesicht! Und unter Lebendigen
Trittst du noch vor mich, immer den fragenden,
   Grundlosen Jammerblick, unstillbar
      Mir ins erschrockene Herz gerichtet!

Geh! Spüre nicht, ob irgendein Hausrat mir
Im öden Saal, ob unter verwintertem
   Gezweig der Schatten blieb, der vormals
      Über den Sommer uns kühl befangen.

Vergißmeinnicht im wehenden Gras und Tau
Sind tot. Vergiß. Gedenke des einen nur,
   Daß du mit halber Tat und Untat
      Uns vor uns selber zuschanden machtest.

Umsonst. Ich brauche selber des Trosts; laß ab!
Was starrst du noch, was wartest du noch? Du weißt,
Was du mir angetan. Geh fragen,
Wem und wohin du den Raub verschenkt hast.

Wohl, wir sind Menschen, wandernde, heimatlos;
Drum klag ich dich nicht, klage mich selbst nicht an
Und nicht die Jahre, die noch immer
Uns mit den gleichen Gestirnen narren;

Da Tag für Tag die schnöde Bezauberung
Rings um uns her Lebendige glücklich macht.
Nur wir stehn sinnlos, stehn der Seele
Unter den Atmenden unteilhaftig.

RUD. ALEX. SCHROEDER: MÄRZ-ODE

Kam, o käme die Zeit? Schwollen die Knospen schon
Veilchenfarben im Holz, sprang aus dem Weidenstrauch
Grün das Zwillingsgefieder?
Atmet unter dem Fuß das Land?

Frühling – aber das Herz kennet ihn nicht; und käms
Veilchen häufend und Blust holder Vergißmeinnicht,
Die vorm Ufer versammelt
Blau wie Bläue des Spiegels lacht,

Bräch aus Zweigen hervor, Dornen- und Apfelhag,
Weiß und rosige Wucht seliger noch wie sonst,
Da der Blüten Gewalt dich
Vor der Sonne Gewalt verbarg;

Nicht der Rose Gesicht tröstet die Seele nun,
Nicht der Lerche Gesang oder die Nachtigall;
Denn du lauschest, wo schrecklich
Allzeit dumpfes Gemurre noch

Unverwiesen am Rand jeglicher Stunde wacht;
Frühling! – Aber er trägt Körbe bei Körben heut
Aus den Gärten der Heimat
In die triefende Kelter, Tod. –

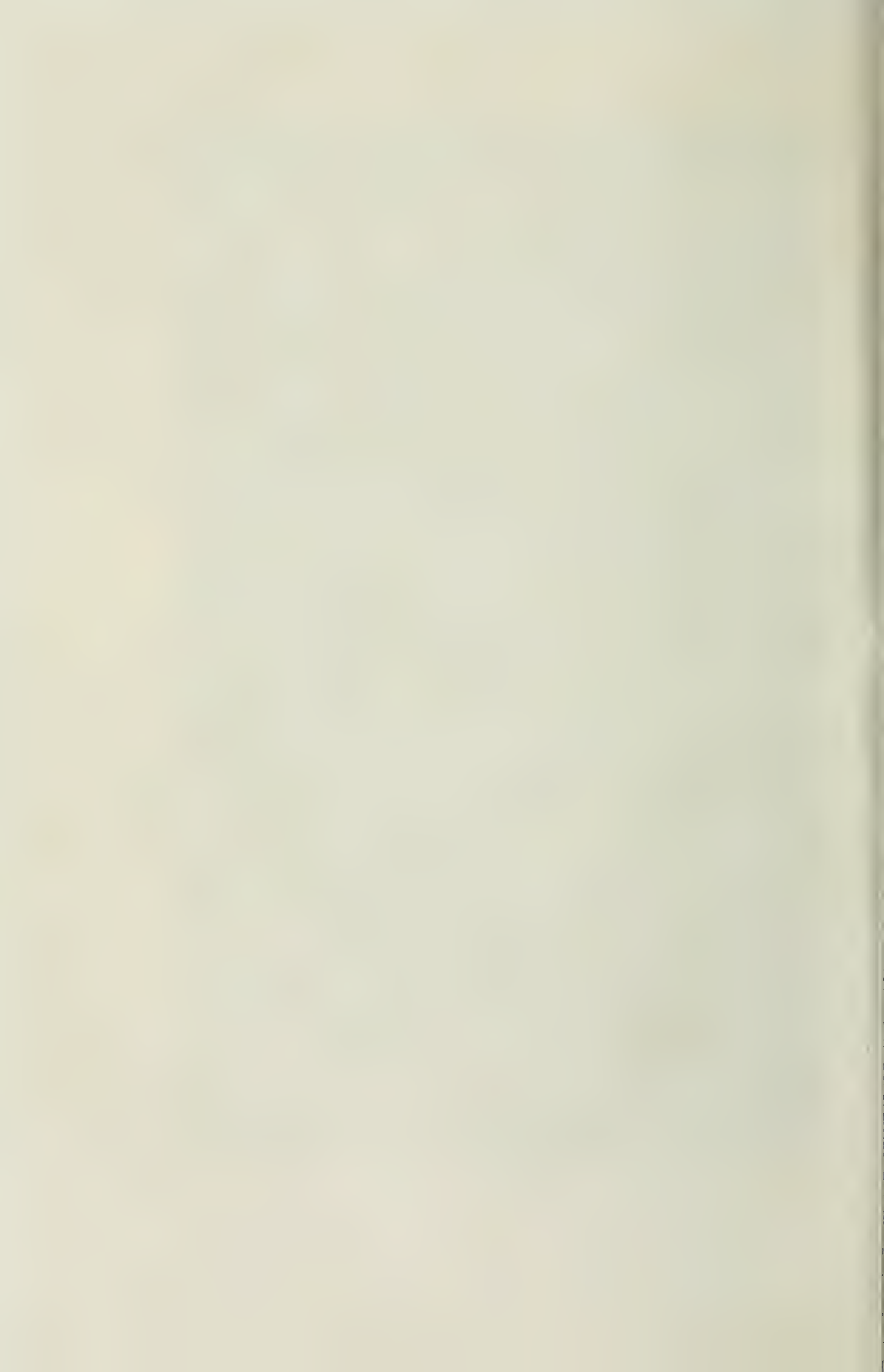
Wohl, und lächelst wie sonst, Erde, Vermittlerin,
Da die Kinder voreinst gingen von Land zu Land,
Friede tauschend! – Doch hat nun
Bosheit allen das Herz vertauscht.

WILHELM HAUSENSTEIN: RUBENS

Ihm gegenüber machte man alle Bejahung und Verneinung durch. Begeisterung für seinen Überschwang, der unsrer jungen und hochgemuten Mannbarkeit, dem Humanismus unsrer Lehrjahre, auch frühen Erhebungen christlichen, kirchenseligen Wachstums der Sinne und des Geistes zu entsprechen schien, wich einem jähen Widerstand gegen das Unmaß der Verkörperung, das ursprünglich im Tiefsten reizte und ergötzte. Wiederum erregte wie der Weg durch eine halb fremdartige, halb heimatliche Frauengasse die alles nicht in Irdisches Verschlungene grell ausschließende Fleischlichkeit seiner Mythologien, Theologien, Bildnisse; sie schien das Einzige, was gilt, zu sein. Kam dann, da keine Kraft solcher Ausdehnung und solcher Unermüd-



Peter Paul Rubens / Selbstbildnis. (Handzeichnung)



lichkeit eines einfach gesund wiederholenden Leibesmechanismus dauernd standzuhalten vermag, neue Übersättigung, kam Verstimmung, Haß wie die wegschauende Erbitterung des heiligen Antonius gegen seine Versuchungen, so fand man nach Tagen, Monaten, Jahren, wiederkehrend zu ihm wie zu einem göttlichen Laster, das in der Mitte unserer Säfte fließt und, unbekümmert um lächerlichen Widerspruch, nährend die äußersten Gebärden unserer Natur erzwingt, neuen Zugang zu ihm: dank der einladenden Herrschaftlichkeit, mit der er die Zentnergewichte seiner Sinnlichkeit so spielend, so edelmännisch über die unversehrten Fingerspitzen gleiten läßt, als wären sie Brüsseler Kanten, Antwerpener Diamanten, Rosen aus den Gärten brabantischer Landhäuser. Diese dritte Befreiung zu ihm hin war köstlich; kein Triumph des Geistes über das Fleisch konnte reiner, kühner, sicherer sein. Doch es stieg schon die Sekunde auf, die Neugewonnenem die Unbefangenheit nahm: Hochmut mißachtete den Schnörkel des Rubens, gab zu verstehen, daß dies alles, ob Freiheit oder gierige Unterworfenheit, ob Geist oder Fleisch, Substanz oder Arabeske ganz unverbindlich dargeboten sei wie Komödie, und daß also letzte Wichtigkeit fehle. Seitdem schien Rubens gleichsam in das Belieben der Betrachtung gestellt. Das Notwendige schien aufgehoben; Willkür an ihm und ihm gegenüber blieb. Man konnte hingehn, verweilen. Man konnte vorbeilaufen und, Herr eigener Laune, nicht ohne Ironie hinübergrüßen wie zu einem Helden der Bewegung, dessen Geheimnis man durchschaut. Aber nach einigen Metern Weges wurde gefühlt, daß man, frei von ihm, vielleicht doch bloß ein Freigelassener dieses Caesar Augustus

war und durch Bande entfernter, aber unleugbarer Abhängigkeit mit seiner Gnade und Ungnade verknüpft blieb. Mühsam schien es, von da zu der naiven Gleichstellung zu gelangen, die er selbst – gewissenloser, ja in der Fülle berechnender Meister der Verführung, aber auch der liebenswürdigste Gönner – denen erlaubt, die eines mit ihm gemeinsamen Gefühles fähig sind. Nun wird das Ringen mit seinem leuchtenden Leib ein ritterliches Spiel. Endlich alles wie er zugleich vermögend beginnt man das Ganze des Daseins zu übersehen und die klaffenden Gegensätze zu verschmelzen. Man verschlingt, schlürft, preßt in des Rubens eigenen Bildern die Wirklichkeit selbst und ist, siehe da, entzückt, in früher Morgenröte nach einer weindunklen Nacht nur jungen und leichtgeformten Glanz des Lebens neben sich, unter sich, über sich und ringsum wahrzunehmen. So aßen, tranken, liebten die Götter der Alten: Speise, Trank, Frauen hatten alle Fülle des Stoffs, doch Ambrosia war, was auf goldenen Tellern lag, Nektar, was blank in federleichten Kelchen stand, und Venus Kallipygos war aus dem Schaum geboren, Psyche der Flügel einer Taube oder eines Schmetterlings. Könnte das Leben wichtiger sein? Empfing, ertrug die Mythologie des Rubens nicht gar einen Widerschein vom himmlischen Glanz der katholischen Kirche – Duldung vom Heiligen Geist? Dem Rubens verblieb dies: drängende Nähe der rund und satt geformten Sinne, aber hinaufgetragen zur Höhe der Idee, perlmutterne Wolken des Himmels und lichte Sehnsucht des Geistes in Fleisch und Blut zurückverwandelt, zeitlebens also nichts als der Verzicht auf die geheime Hoffnung jedes Sterblichen, jemals dies gezauberte, gelogene Gleichgewicht

zu stören und die Entscheidung endgültig in die eine der beiden Schalen zu werfen.

Stand der Sinn des Lebens so, dann konnte der tätige Rubens nichts tun, als alle Kraft in die Anschauung sammeln und dichten – malen, in Lüften jenes Trapez fangend, von wo bestehende Welt mit ihren verzweifelten Widersprüchen als Schöpfung seines eigenen Willens erschien, und gewaltsam jene Wölbung unter der Erde grabend, von der aus er die Welt explodieren machte. Malte er also, er, dann konnte das Malen nicht nur etwas Ideelles sein. Er fuhr, hinabstoßend im Flug und hinaufstoßend in Druck und Schub, in die Mitte des Daseins: ins Wirkliche, Wuchernde, Tätige. Aber Wirkliches wurde in der Rundheit, im Geschmeidigen, Üppigen, Farbigen und im Glanz des Ausdrucks empfunden, eindringliche Materialität der Liebe wandte dem Meister ein einfach-merkwürdiges Gesicht zu und sättigte, erneuerte ihn endlos als ein Geformtes, das aus der Hand des Schöpfers der Natur hervorgegangen war. Malerei folgte diesem Dasein – denn es war vor allem ein Dasein, kein Gewerbe, auch keine Gewohnheit – nur wie der ordnende und erhöhende, durch Endgültigkeit des reifen Bewußtseins abschließende Reim. Beides enthielt dieser Reim, was der Kunst Größe leiht: Leidenschaft und Feierlichkeit – Haltung und Wildheit. Jedes Bild wurde Sieg eines Herrschers, trauernde Würde einer Fürstin, festlich-lässige Ausbreitung anmutiger Kugeln einer Nymphe, Strenge einer hohen Jägerin, Schauspiel eines wütenden Löwen, Tod und Himmelfahrt eines leidenden und strahlenden Gottes, Heldentat in Griechenland, Marter eines Heiligen, der mit der offenen Breite

des Bekenntnisses gegen eine Welt von Feinden, Verächtern, Vernichtern kniet. Diese Gewalt der Geschehnisse, der Wirklichkeiten war selbstverständlich. Die assyrischen Reliefs hatten mit Königen, Reisigen, blutenden Löwen zu tun; ägyptische Denkmale waren Pharaonen und Götzen; näher vielleicht ihnen als der besonneneren Menschlichkeit der Griechen konnte Rubens nicht Mildes malen. Alles war wie im alten Morgenlande dinglich angreifend. Die herausgerissene Zunge des heiligen Livin, die mit der Zange den leckenden Hunden vorgeworfen wird, der bläuliche Tod in wächsernen Augenhöhlen und auf den Lippen erschlagener, gestürzter, ertrunkener Amazonen, das Blut an den kissenartigen Körperlein der Kinder von Bethlehem, das Schwanken des mit der lysippischen Last des Heilandsleibs beschwerten Kreuzes, das von Knechten mit fürchterlich hervorgebeulten Proletariermuskeln in die Höhe gehebelt, gestoßen, gezerrt wird – dies alles ist Gegenstand und will gelten. Drängende Werbung verliebter Schäfer und Jäger, Zügellosigkeit in Griffen mosterfüllter Faune fordert nicht Vergebung um der hohen Kunst willen, sondern Anerkennung für sich selbst. Das Weib, das Tier, die Kirmes, das Strotzen brabantischer Fruchtbarkeit in Mensch, Vieh und wiehernden Bäumen ist wie der bunte Duft des Regenbogens unseren Sinnen ohne Vorbehalt, ohne selbstgefällig kunstbewußte Deutung geschenkt und bahnt sich den nächsten Weg zu ihnen: den der Wirklichkeit – ja einer verhundertfältigten Wirklichkeit. So rast das Genie im Ding. Kunst, Form, Allotria – was wäre dies anderes denn hingerissene Konsequenz gegenüber dem Wirklichen? Nachweis gleichsam,

posaunenlauter Nachweis des tatsächlichen Daseins und des berstenden Ausdrucks der Dinge? Bis zur Gewalttat nachdrückliche Behauptung der peitschenden Kraft, die in den Dingen schwingt und flackert? Daß die Wirklichkeit vom einen Ende zum andern gespannt ist, wie ungeheuer die Spannung der Dinge sein oder wie eilig sie durch Tat der Einbildungskraft und der Hände des kurzlebigen Sterblichen zusammengerafft werden muß, damit sie das Leben lohne, das tobend nach Wirklichem schreit und am Schein nichts besitzt – das ist es, was der Gatte der Helene Fourment weiß, und nur er so gewiß und mit so unzerbrechlichem, so kindlichem Mut. Hier ist ihm die Form. Selbst die Trägheit, das Fette wird eine Spannung des Wirklichen. So mißt das Malen des Rubens die Kraft des Stroms der Natur. O verlerne man doch, so sehr seine bloße Malerei zu loben – sehe man die Blöße der Dinge und begreife man die Wörtlichkeit, die Buchstäblichkeit der Geltung seiner Worte! Sein Gefühl für die Substanz – dies ist seine Form. Nur seine maßlose, seine zumeist ans Anzügliche streifende Gegenständlichkeit erregt die Wollust seiner Malerei. Sie freilich lebt. Sie lebt so sehr, daß sie ihm nicht minder brennende Notdurft der Rasse ist als Essen, Trinken, Liebe zum Weib. Nicht weniger hat sie die prachtvolle Wahllosigkeit, die alles umfaßt, alles hinaufwirft und alles hinabschleudert. So heftig, so tatsächlich, so wirklich ist seine Malerei, als ob sie der Stoff der Stoffe wäre. Die Form ist eine seiner ganz gründlichen Animalitäten. Aber freilich ist sie Form. Höher als der Meister der Ursulaskizze hat kaum einer die Malerei zum Himmel nachgezogen. Ein schleppender Auftritt von

Silenen, der schräg zur Erde hin hängt, wird in seiner Malerei eine Assunta – und wahrlich nicht auf Kosten der Materialität, weder des Gegenstandes noch der Malerei. Anders wiederum gelesen: nie ward Abgezogenheit einer Malerei wesenhafterer Stoff.

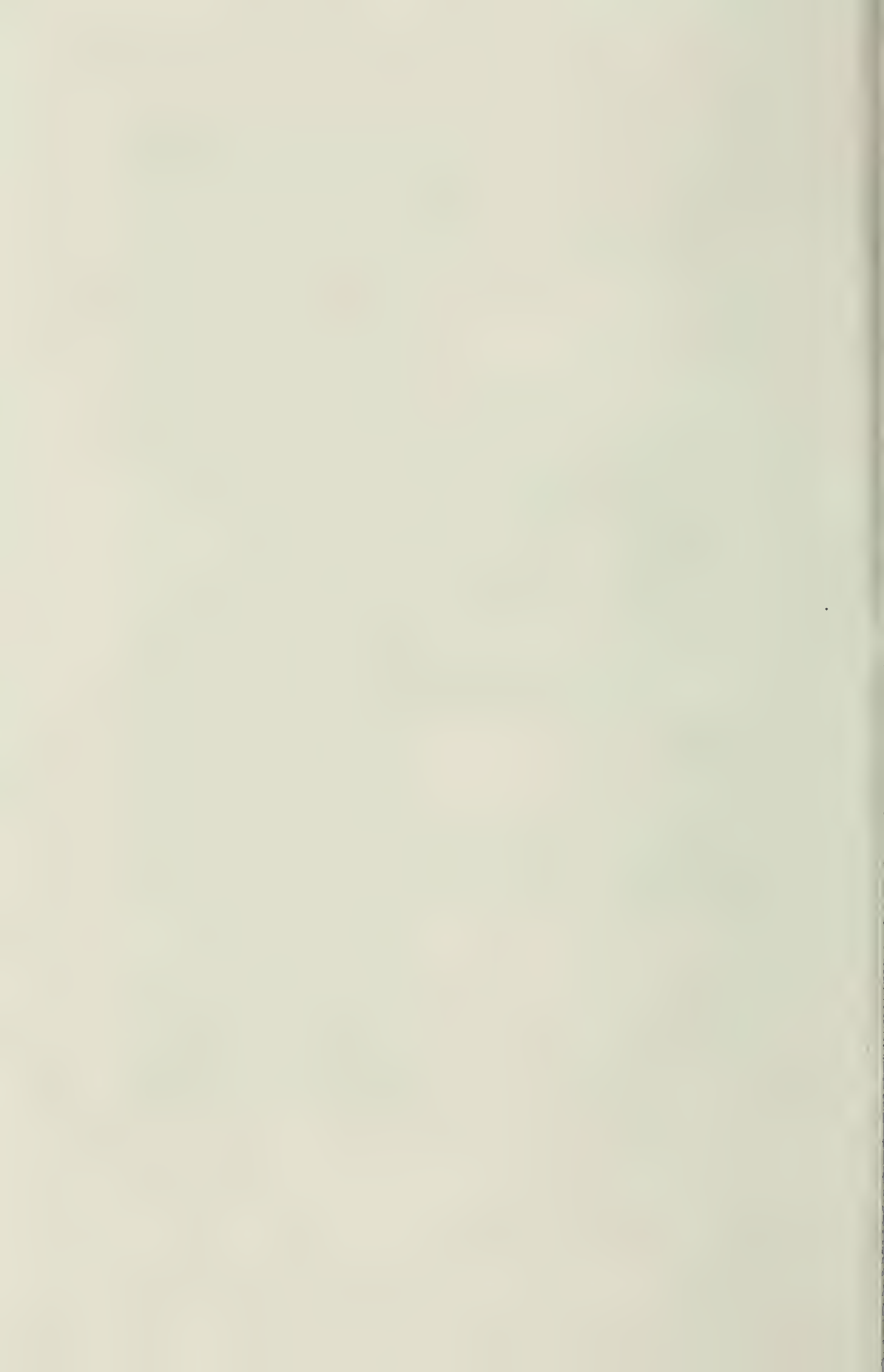
Ist es wahr? Unbedingt wahr? Nein. Aber ist es nicht ohne Rest wahr, treiben wir die Konsequenz, von seinem eigenen Schwung getragen, selbst über ihn hinaus, so ist das Einschränkende, das hier eintritt, doch nur ein neuer Sprung seiner Genialität. Das Problem lag ihm so: Male ich für mich oder für die Öffentlichkeit? Ist Malerei Privates oder Forum? Seine Maße drängen ins Große, und wenn sie wie bei den Skizzen körperlich klein sind, so fahren die Abmessungen der mit gespreizten Farben wie mit Götterfingern hinausdeutenden Absicht ins Gewaltige. Der Meister des Medici-Zyklus hat den öffentlichen Charakter der Kunst neu aufgestellt. Mit ihm trat Malerei auf den Plan der großen Politik. Nicht zufällig geschah, daß Rubens mit der Routine des Berufsdiplomaten – und sicherlich mit keckeren Gelenken – sich um politische Angelegenheiten bewegte. Es ist auch nicht anekdotisch zu nehmen, daß er an Höfen lebte von Mantua bis Brüssel, von Paris bis Madrid, von London bis Rom. Die Höfe waren die politischen Bühnen der Zeit; ihn trieb es auf das politische Theater. Ihn und damit seine Kunst, die ihm anhing: die ihn nie verzehrte, nie ihm, dem handwerklich fast beispiellos Geschulten, ein Werk war, dem er zu dienen hätte, sondern immer nur begeisterte Revolte seiner ihm ergebenen Sinne gegen die Welt, Kreisen seines erfahrenen Arms im Universum. Ein Ausruf der Verwunderung, der ihm entsprang,

Interjektion war sie. Zu einer Mitte war die Kunst von ihm ins Verhältnis gesetzt: zum Leben. Doch nicht bloß zu seinem privaten, denn darüber trug glückliche Erziehung ihn hinaus, sondern auch zum Leben der Gesellschaft, zeitgeschichtlich also zu Hof, Adel, Kirche (oder Klerus), auch zu dem Handelspatriziat von Antwerpen, dem Hofbürgertum von Brüssel. Zu unterst hatte er einen sehr politischen Begriff vom Dasein, weit mehr noch als Tizian. Alles übrige floß daraus: der starke Sinn des Malers für persönliche Geltung in der Gesellschaft, sein komfortables Dasein als Bourgeois-Gentilhomme, seine Lust am Emporkommen, sein Vergnügen am Geld, sein Hang danach als zu dem immerhin klassischen Werkzeug des Konsums, die unbedenkliche Industrialität seines Ateliers, das als Beispiel des Manufakturenfanatismus der Merkantilzeit – Sullys, Heinrichs IV. und der Ludwige – die Malerei im Gründerstil betrieb. Daraus floß aber auch mehr als ein Element seines malerischen Stils: der Sinn für die großen, gleichsam forensischen Formate, das sehr Entgegenkommende seiner Kunst, das mit der Selbstherrlichkeit das Gleichgewicht hält, die biegsame Leichtigkeit, mit der er sich konventioneller Voraussetzungen der Gesellschaft, des gesellschaftlichen Einzelnen, des Klerus annimmt, seine großartige Verbeugung vor dem europäischen Ton seines Jahrhunderts, der ihn auf Michelangelo und Bruegel und Tizian verpflichtet, und endlich – dies ist das Eigentliche – die unerhörte Publizität seines Stils, neben der Michelangelo, der Maler der Sixtina, wie ein einsam Schweifender aus allen Beziehungen zum Gesellschaftlichen heraustritt. Dies ist wahrhaftig das Gültigste,

das man von Rubens sagen kann, daß seine Kunst im ganzen, wie seine Skizze zuweilen an einen auserlesenen Ton von Journalismus streift, der Inbegriff der malerischen Publizität, der Wendung an die Gesellschaft ist: an die ganz besondere, sehr mondäne und zugleich sehr ursprüngliche Gesellschaft des Dreißigjährigen Krieges und an die menschliche Öffentlichkeit der zur Tribüne staunend hinaufschauenden Jahrhunderte. Vieles lebt nur in diesem Zusammenhang: die Katholizität, die nicht Gottseligkeit im Sinn der innigen Gotik, sondern Katholizität im Sinne einer bestimmten gesellschaftlichen Machttatsache, Geistestatsache, Formtatsache des siebzehnten Jahrhunderts ist, sodann das gewissermaßen phraseologisch Oberflächliche seines Stils, die angenehme Berechenbarkeit des Aufbaus auch in seinen kühnsten Entwürfen, der Verzicht auf mönchisch individualistische Hypochondrien der Gotiker, die ihm das Leben schwerer zu nehmen schienen, als es sei, sein dürfte, sein sollte, das unfehlbare Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Aufgaben der Dekoration im Palast, in der Kathedrale, in der Villa. Wagt man es, so könnte man die Behauptung vertreten, die organisatorische Leistung des Rubens im Schulbetrieb habe ihre sittliche Seite in dem Versuch des Meisters gehabt, aus persönlicher Tiefe an die Öffentlichkeit nur so viel zu heben, als der höchste Durchschnitt einer Gesellschaftlichkeit ertrug. Ob die Schule dies verstand oder gar vermochte, ist eine andere Frage. Der Meister selbst vermochte das Erstaunliche, gerade in seiner unbestreitbaren adlig-europäischen Gesellschaftlichkeit das Nonplusultra eigener und gesehener, gekosteter Volksrasse kundzutun und dem Dasein der



Tempel des Apollon in Korinth. (Aus Reisinger, Griechenland)



Gesellschaft, das im Verhältnis zu seinen eigenen Möglichkeiten trotz aller Schwellungen des Jahrhunderts dünn sein mußte, ein wogendes und taumelndes Barock einzuverleiben, das in dem gesellschaftlichen Verlangen, Ausdruck der Zeit zu sein, zu einem Flug weit über die Maße der Zeit hinaus bauschige Flügel hob. Auch ist das Politische bei Rubens das Belgische. Für ihn scheint das sich wölbende, rollende, schlingende Wort gemacht. Belgisch ist er: weder Wallone noch Flame, wenn auch zuletzt mehr Flame als Romane. Belgien, nur im Barock wirklich denkbar, erlebt in Rubens seine Erfüllung. Außerhalb seiner Person scheint es eine Erfindung fremder Zwecksetzungen. Alles Belgische erscheint neben Rubens mißglückt; organisch und legitim ballt, mischt, bläht es sich nur in seinem Bilde. Seit seinem Tod hat es um ihn sich nicht mehr gekümmert.

RAINER MARIA RILKE: MICHELANGELO-ÜBERTRAGUNGEN

Madrigal

Selige, die ihr euch im Himmel freut
der Tränen, die die Erde nicht vergütet,
wird euch auch dort der Liebe Krieg erneut?
Seid ihr durch euren Tod davor behütet?
Die unsre ewige Ruh, aus aller Zeit
hinweggerückt, ist ganz befreit
von Liebesneid und ängstlichem Beklagen.

So muß ich, Lebender, zu unrecht, seht,
liebend und dienend
solche Schmerzen tragen.
Denn wenn der Himmel Liebende versteht,
die Erde aber undankt dem, der jetzt
die Liebe leistet: wozu bin ich da?
Um viel zu leben? Wie mich das entsetzt:
Wenig ist schon zu viel, geht einem nur sein
Dienen wirklich nah.

Das achtunddreissigste Sonett

Gebt meinen Augen wieder, Quellen, Flüsse,
die starken Wellen, die nicht euer eigen
und die euch wachsen machen, höher steigen,
als sonst der Brauch ist euerer Ergüsse.

Und du, gedrängte Luft, die Himmelslichte
mir dämpft, als ob sie ganz voll Seufzer wäre,
gib sie ans müde Herz zurück und kläre
dein Finstres meinem schärferen Gesichte.

Die Erde selbst erstatte meinen Sohlen
die Schritte wieder, ihrem Gras zuliebe,
das Echo, meiner müde, mir den Klang;

laß meinen Blick aus deinem Aug mich holen,
daß ich zu andrem Lieben fähig bliebe
bei deinem unbefriedigten Empfang.

Das neununddreissigste Sonett

Mit der Vernunft bin ich im Klagen eins,
daß, liebend, ich ein Glück erhofft von dorten,
und sie beweist mir mit den wahrsten Worten
die Schande meines Preisgegebenseins.

Was kann dir deine Sonne andres bringen
als Tod? Und nicht den Tod des Phönixlebens.
Wens freut, sein eignes Fallen zu erzwingen,
dem bleibt die beistandvollste Hand vergebens.

Mein Sinn erkennt, die böse Wahrheit sieht er,
Doch hat in mir ein Herz sich eingelassen,
das bringt mich um, je mehr ich mich ergebe.

Bei zweien Toden hält sich mein Gebieter;
den will ich nicht und den kann ich nicht fassen,
und Leib und Seele stirbt in dieser Schwebe.

Das zweiundvierzigste Sonett

Ein jeder hohle, eingeschloßne Ort,
woraus auch immer seine Wände seien,
bewahrt die Nacht vor jenem Tag im Freien
und hält von ihr das Spiel der Sonne fort.

Die Sonne freilich dringt als Überwinder
mit Flammen ein; doch selbst dem Mangelhaften
weichen der Nacht göttliche Eigenschaften,
ein Glühwurm schon durchbricht sie mehr und minder.

Was offen bleibt der Sonne, die den ganzen
Boden entbrennt, daß er gewaltig trage,
das greift der stolze Ackrer pflügend an.

Der Mensch ist nur im Schatten gut zu pflanzen.
So sind denn Nächte heiliger als Tage,
weil keine Frucht soviel ist wie ein Mann.

Das einundsechzigste Sonett

Auf den Tod der Vittoria Colonna

(1547)

Wenn hier mein grober Hammer den und den
härtesten Stein in Menschenhaftes wandelt,
hat er den Schwung von dem, der mit ihm handelt,
und muß mit eines andern Schritten gehn.

Doch jener Göttliche im Himmel schwirrt
durch eignen Gang, verschönt sich selbst im Falle,
und da kein Hammer ohne Hammer wird,
macht jener lebende die andern alle.

Und weil die Schlagkraft abhängt von dem Bogen,
ist jener Hammer über meinem weit
vom Amboß bis zum Himmel aufgeflogen.

Durch mich kommt nicht der meinige zu Ende,
es sei denn, daß die göttliche Arbeit
ihn, der allein ist auf der Welt, vollende.

Das zweiundsechzigste Sonett

Auf den Tod der Vittoria Colonna

Als meiner vielen Seufzer Gegenstand
der Welt entging, sich selbst und meinem Schauen,
blieb die Natur, die uns ihn zu vertrauen
geruhte, schamvoll, und in Tränen schwand,

wer es gewahrte. Aber diesmal prahle,
daß er der Sonne Sonne fortnahm, nicht
der Tod. Denn Liebe machte, daß sie strahle
hier und mit andern Heiligen im Licht.

War das vom Tode argvoll Angedrohte,
den Nachklang ihrer Tugend zu ersticken
und daß die Seele minder sich erweise:

Mehr als im Leben schlägt zu unsern Blicken
ihr Dasein aus den Büchern, und die Tote
hat Himmel, Anteil bisher ferner Kreise.

Das vierundsechzigste Sonett

Auf den Tod der Vittoria Colonna

Kein Wunder ists, wenn ich dem Brand zunächst
in Glut verging, daß, da er einwärts brach
von draußen, wo er war, er innen wächst
und mich verzehrt zu Asche nach und nach.

So leuchtend war mir der entflammte Ort,
aus dessen Glanz mir Qual herüberfiel,
daß ich voll Lust ihn ansah immerfort;
und Tod und Pein war mir ein Fest, ein Spiel.

Doch seit den übergroßen Feuerschein,
der mich erhielt, der Himmel fortgehascht,
bin ich wie zugedeckte Glut versunken.

Und legt die Liebe andres Holz nicht ein,
das Flamme gibt, ist nächstens nicht ein Funken
aus mir zu holen: so bin ich verascht.

Das siebzigste Sonett

Von Sünden voll, mit Jahren überladen,
verwurzelt in des tristen Brauches Boden,
seh ich mich nahe neben beiden Toden
und nähre doch mein Herz mit giftigem Schaden.

Eigene Kräfte hab ich nicht genügend,
zu ändern Leben, Liebe, Los und Sitte
ohne den Wink, der, nicht aus unsrer Mitte,
herüberwirkt, uns leitend und uns rügend.

Das reicht nicht aus, daß du mir Lust gibst, hin,
wo sich die Seele formt, zurückzueilen,
jetzt nicht aus nichts wie einst am Anbeginn.

Nimmst du das Irdische ihr ab, vorher
schenk ihr die Hälfte von dem Weg, dem steilen,
und mach ihr sicherer die Wiederkehr.

Das sechsundsiebzigste Sonett

Froh waren, traurig und bestürzt zugleich,
daß du, nicht sie, den Tod erlitten; jenen,
die auserwählten Geister, der dem Sehnen
der Welt durch Blut erschloß des Himmels Reich.

Froh: denn du kauftest den Erschaffnen frei
vom ersten Irrsal und Verfall ins Schlechte,
und traurig: denn zum Knechte aller Knechte
warst du geworden in der Qual dabei.

Woher du warst und wer, dafür gab Zeichen
der Himmel, der nicht sah, die offne Erde,
der Berge Beben und der Wässer Trübe.

Erzväter riß es aus den Zwischenreichen,
zog böse Engel tiefer in Beschwerde,
und nur der Mensch genoß, daß er sich hübe.

Das siebenundsiebzigste Sonett

Es schmerzt mich, macht mich trüb, und wiederum
ist es mir lieb, Vergangnes zu bedenken,
mein Herz in Schuld und Sünde zu versenken
verlorner Zeit, unwiederbringlich um.

Lieb ist es mir, weil ich vorm Tode lern,
wie untreu Erdenfreuden sind im Grunde,
und macht mich traurig, weil der letzten Stunde
die Gnade selten ist und eher fern.

Will man sich auch auf dein Versprechen steifen,
wie dürfte, Herr, ein gläubiger Erwarter
für jedes Spätsein noch Erbarmung haben?

Aus deinem Blut wärs freilich zu begreifen:
entsprechend deiner grenzenlosen Marter
ein Maßloswerden deiner lieben Gaben.

Chinesische Verse

Machtlos lag ich, als das Raunen –
Dieses ewig mich Erneu'nde –
Sanft mich hob, und mit Erstaunen
Rief ich laut: „O meine Freunde!"

Wie sie alle stumm nur schienen
Sich zu ihrem Werk zu neigen,
Sah ich doch in ihren Mienen
Alte Frage wieder steigen.

Alte Frag': Poet, was bringst du
Aus den Halden deiner Träume?
Welche späten Schauer schwingst du
Um die Ströme, die verschäumen?

„O ihr Freunde! in den Halden
Sprang der Hirsch mit sieben Zacken,
Floh in Todesangst – doch balde
Traf der schnelle Pfeil den Nacken.

Und indes die Stille anhielt,
Doch kein Schritt des Jägers tönte,
Sah ich, wie die Sonne Bahn hielt,
Bleicher Mond die Düne krönte.

Jene steigend, dieser sinkend –
Als sie mittags sich gefunden,
Strahlten Kränze feurig blinkend
Aus dem Dunkel ihrer Wunden.

Und die Luft ringsum ward düster,
Und die See fing an zu kochen;
Und ich hörte klar Geflüster
Ganz in meiner Näh gesprochen:

Da die beiden sich verschlingen,
Schlag um mein Geweih die Hände!
Tats – und wie auf Sturmes Schwingen
Schoß die See los und spie Brände.

Denn ein Feuer fraß die Säume
Der Gewölbe, deren Drachen
Übergossen alle Räume
Mit der Drohung ihrer Rachen.

Bis jählings ein Donner dröhnte,
Daß der Himmel spliß, – und Worte
Klangen, die das Wunder krönten:
Seht, wer herrscht von Ort zu Orte!

Sonne stand wie ein Gestrahle,
Bleicher Mond entfloh gen Osten,
See lag still in ihrer Schale,
Ruhe kam mir wie zum Troste.

Das Geweih doch ließ sich greifen,
Und das Fell lag mir zu Füßen.
Beide wagt ich mitzuschleifen,
Tote Reste, die dich grüßen."

(Aus: Das sichtbare Geheimnis.)

Ostern

Dann, am Karfreitag
Ward Er begraben,
Nicht in dem Grab –
Sein Grab war die Höllenglut –
Doch Sonntagmorgen
War Er erstanden
Ging durch die Felder
Friedevoll lächelnd
Zum Himmel von blinkendem Blau.

Die Blumen standen
Büschel und Kelche
Schaukelnd und schwingend
Prangend und zärtlich
Während Er, schauend, kam.
Dünenrand hauchte
Lerchen stiegen –
Perlen von Klang und
Federn von Freude –
In den Sonnenstrahlen
Ob Seinem Haupt.

Er wußte nicht besser,
Als sei dieser Tag
Für Ihn geschaffen,
Ein Tag dieser Erde,
Doch so erhaben
Über das Erdgetue,

Daß alle Wandrer
Und lange Züge
Von radelnden Knaben
Im gelben Küraß der Narzisse
Zu sehn Er glaubt' wie aus hohem Himmel,
Klein und weit auf verschlungnen Wegen
Der Landschaft, – Boten
Der einen Botschaft:
„Er war begraben –
Sein Grab war die Höllenglut –
Nun ist Er erstanden
Ging durch die Felder
Stieg auf gen Himmel:
Sieh, Er schaut nieder
Auf uns und lächelt."

Und abends schwebt' Er
Zu Seiner Düne
Sah rings die Felder
Vielfarbig dämmern –
Zärtlich noch blinken –
Sah wie die Sonne sich
Wusch in den Wogen
Sah wie die See sich
Wand um die Erde –
Und alle Sterne
Stiegen und sanken
Rings um Sein Haupt.

(Aus: Gesammelte Gedichte, III. Bd.)

An Rembrandt

Wer hat das Dunkel so mit Licht beseelt
Wie du, der König der sichtbaren Dinge.
Nicht Sonne konnt das Düster so durchdringen
Wie Seelennacht dein Auge glanzerfüllt –
Lebender Lichtkern funkelnd eingehüllt –
Bis ihrer Dämmrung Wogen all vergingen,
Sich färbten und das Dasein nun empfingen
Wahrhafter Wesen, doch der Nacht vermählt.

Wie jener Dämon einst vorm Engel schwankte
Und stürzte tief, so wiegte sich und wankte
Vorm Prunk deiner Geschöpfe Trümmerschicht
Der Schatten: fest und ohne Stoß und Risse
Schwillt auf dem Fittich ihrer Finsternisse
Wie in Posaunens klarem Glanz dein Licht.

(Aus: Das sichtbare Geheimnis.)

Einweihung

Wie ein Spiel von Zweigen –
Schatten kommt, Schatten geht –
Schlüpfen fort und zeigen
Sich Gedanken,
Deren Sinn mein Wort verrät.
Starben, da der Klang verweht,
Auch die Rührungen, die aus ihm ranken?

Tief wo mein verborgnes Wasser quillt,
In der Grotte zwischen Stiel und Steinen
Treibt, umplätschert und umraunt, ein Bild,

Dessen Linien wiegend sich vereinen.
Keiner sieht es, doch wenn Feuchte steigt
Hoch durch Fasern, Stamm und Krone
Lockt der Wind ihn, Plaudrer säuselnd-mild,
Baum, der Kind und Greisen zeigt
Urgeheimnis vom wortlosen Tone.

Und er kündet tausendzüngig Brausen:
Tiefer Kühle Plätschern und das Sausen
Um das Bild, wo es unsichtbar weilt.
Bist du Seele, drin sichs bilde klarer,
Komme oft: der späte Offenbarer
Findet sich, sobald das Vlies sich teilt.

Du, der mit mir zog die Dünengründe,
Halb nur lauschend, schauend kaum nur halb,
Frommt es, ob mein Laut dein Ohr entspünde,
Ob dein Auge ich mit Traumkraut salb?

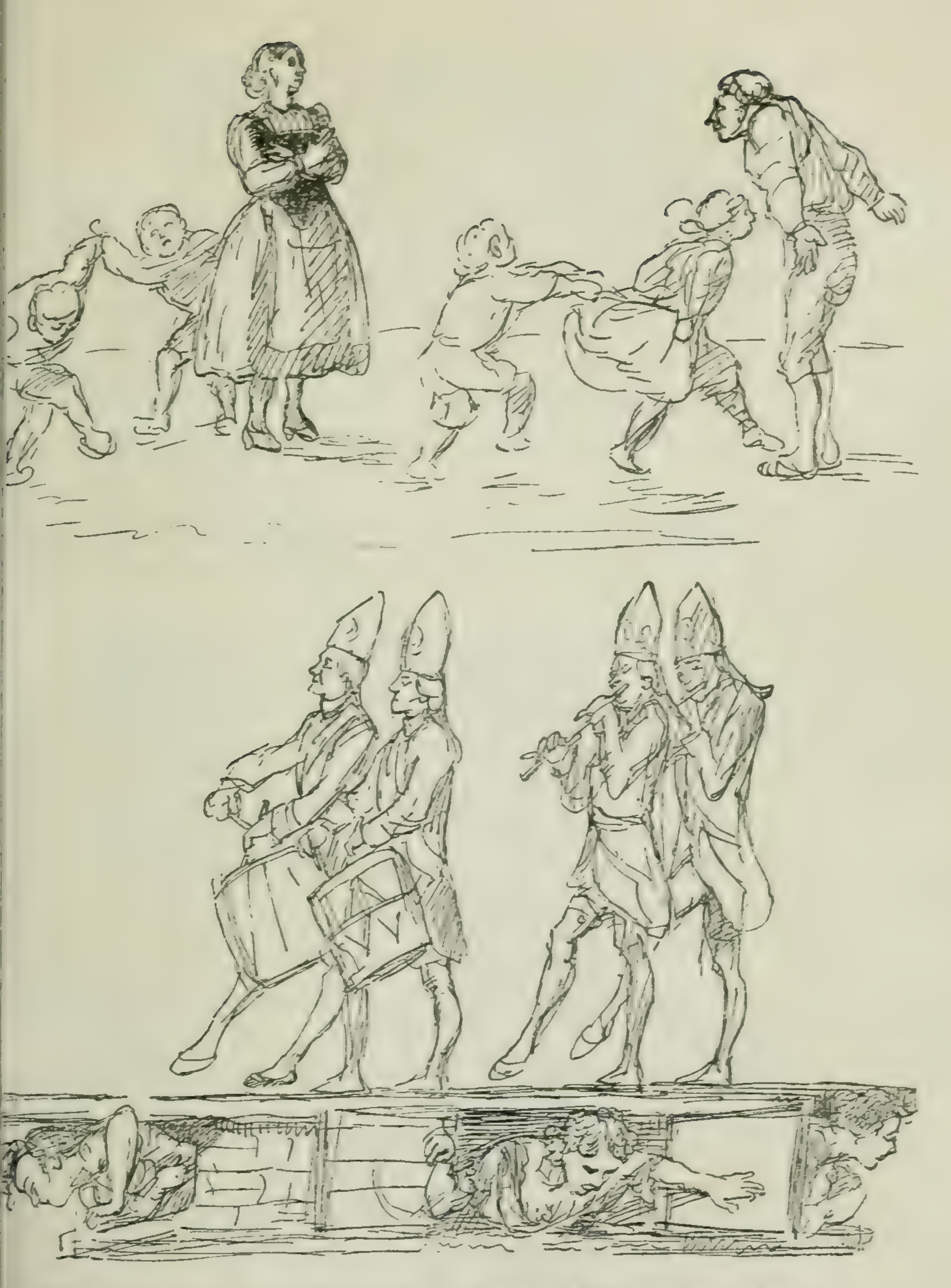
Denn dein Herz birgt Wälder, Berge, Pfühle,
Breit gepflanzt, gegraben, hoch umspannt,
Klüfte, voll von wucherndem Gewühle,
Parke auch als Werk von Menschenhand:
Wildnis oder Zucht. – Und dein Begehren?
Daß ich aus mir stürz und in dich streu
Jenen Blick zu den verborgnen Meeren,
Daß dein Blühn erblasse sterbensscheu?
Weißt du nicht, daß deinen Park ich töte?
Nichts dir bleibt als Dürre, Glut und Sand
Und der Tropfen Träufeln, das dir böte

Kühle Rettung aus dem ewgen Brand?
Folge tiefer mir: wo jener Weiher
Schimmert: dort – als deines Eifers Lohn –
Lüpfen sich vom einen Bild die Schleier,
Jenem Bild, vielleicht – du kennst es schon –
Dir nicht lieb, daß du es ausschreist gellend:
Ist dies alles? Nur mich selbst erkannt?
Hast du darum, meinen Wuchs zerschellend,
Mich in trostloses Gewölb gebannt?

Nichts als dies. Das Bild in tiefsten Schründen
Deines Reichs verborgen; süßverwahrt
Tropft die Feuchte in den kühlen Gründen
Und beginnt dort die endlose Fahrt
Durch die Welt, vom Linienspiel zuvor
Deines Bilds gesättigt, und bald sprießt
Baum, der Kühle übers Land ergießt,
Aus dem sanft grünenden Sand empor.

Nichts sonst. Meine Worte beben
Zu den Ohren.
Vor den Augen tagt
Leuchten der Gesichte,
Die mein Leben
Dir erkoren:
All die Wunder, die ich dichte,
All die Süße, die ich sanft gesagt.

Aus dem Holländischen von Paul Cronheim



Max Slevogt: Zwei Zeichnungen aus „Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen“

DREI GEDICHTE VON LI-TAI-PE: ÜBERTRAGEN VON KLABUND

Einsamkeit zur Nacht

Ich hocke müßig in der Nacht. Der Mond erglänzt.
Einsiedler spielt im Wind die weiße Laute.
Der Wind stöhnt wie ein Kind, für das man Medizinen braute
Und das bestraft wird, wenn es heut die Schule schwänzt.
Der Mond beschwatzt leichtfertig Allerleigewölk. So schlanke Hände
Von Frauen streicheln Teich und Andacht und Gelände.

Das rote Zimmer

Es stampft mein Pferd. Der Blütenregen rauscht;
Und Blütenzweige streifen wolkig meine Wange.
Es kriecht der Fluß wie eine braune Schlange,
Auf der ein Segel sich wie eine Wespe bauscht.

Ein Mädchen lächelt. Bambusvorhang hebt
Sich unter ihrer Finger Mondenschimmer.
Und aus der Tiefe stürzt und lockt und schwebt
Ein dunkelrotes, ein ersehntes Zimmer –

Winkt mir, errötend, meines Mädchens Zimmer.

Singende Gespenster

Herunter mit dem Yadekrug
In einem Zug!
Licht blüht an allen Wegen.

Ich habe nimmermehr genug.
Ich bin ein Pflug. Ein Wolkenflug;
Und Blumen springen mir entgegen.

Die Lippe lallt. Die Wimper wacht.
Es öffnet sacht
Sich über mir ein Fenster.
Ein Vogelschwarm schwebt durch die Nacht,
Durch unsrer Herzen dunkle Nacht,
Wie singende Gespenster.

STIJN STREUVELS: JUGEND

Kurzgeschürzt und flinkbeinig, ihre leichten Holzschuhe lose an den Füßen und die Zehen zierlich nach außen gesetzt, querte Lieva, mit ein paar Bündeln Stroh unter dem Arm, eilfertig über den weiten Gutshof dem Tore zu. Beim Hindurchschreiten überwölbte einen Augenblick lang der hohe Steinbogen der Scheune des Mädchens Haupt wie eine stattliche Ehrenpforte. Und dann, urplötzlich, kam sie aus dem gedämpften Schattenlicht in die offene Weißglut der Sonne draußen auf der breiten Landstraße. Lieva stand, den Kopf starr auf dem feinen Halse, ohne mit den Augen zu blinzeln, ein Weilchen wie betäubt und leckte ihre rosigen, runden Lippen. Sie lächelte, führte die Hand wie einen Lichtschirm vors Auge, schaute rundum in die Gegend und stapfte alsdann anmutig und guter Dinge die Straße fürbaß. Die langen Strohbündel, wie ein breites, goldenes Schwanzgefieder, schleiften hinter ihr her.

Das Mädchen schlug mit der Hand und den bloßen Armen die Kornhalme längs des Weges beiseite; sie knipste aufs Geratewohl eine Ähre ab und machte Halt, um sich die Körnerchen auszureiben. Sie ließ sie von der einen in die andere Hand rieseln und beugte den Hals nieder, um Spreu und Spelzen fortzublasen. Bardauz! warf sie dann den Kopf hintüber und schnappte mit ihrem geöffneten Munde die Körner aus dem hohlen Handteller. Und kauend förderte sie ihren Weg und stupste mit ihren Holzschuhen den Sand, daß es um ihre nackten Beine nur so stäubte.

Ein wenig weiter pflückte sie sich eine Kornrade, stand aufs neue still und blickte, das Kinn aufs Kehlgrübchen gedrückt, zu ihrer Brust nieder, um das Stengelchen der roten Blume in einem Knopfloch ihres Jäckchens zu befestigen.

Sie summte die Weise eines Liedchens und ging wieder.

Späterhin, wo sich in schrägem Abfall die Straße zwischen zwei ansteigenden Seitendämmen senkte, hielt Lieva die Brust durchgedrückt und spannte die Beine, um den erzwungenen Abstieg auszugleichen. Ihre Schultern rückten bei jedem Tritte vor- und rückwärts, ihr ganzes schlankes, zartes Körperchen wiegte auf und nieder im Tanz des Gehens, und ihr Antlitz verzog sich fröhlich, dieweil es so bequem bergab ging und sie gegenarbeiten mußte, um nicht ins Schießen zu kommen.

Unten angelangt, vermüßigte sie sich bei den Brombeerbüschen, die zwischen Ginstergesträuch auf dem rotgefärbten Glimmersande des Straßendammes wild aufrankten. Hier im guten Schatten war ruhig Weilen: hoch in

den Erlenstümpfen piepsten in der Wärme des sonnigen Nachmittags die Vögel – und die Beeren mundeten süß wie Honig.

Indessen Lieva mußte von dannen; hier noch eine – dort noch eine schöne schwarzreife, und oben pflückte sie noch eine ganze Traube ab, dann fröhlich trippelnd wieder vorwärts.

Unten, an der tiefsten Stelle, wo die hohle, ausgeschachtete Straße umbog, hörten die Uferdämme zu beiden Seiten unvermittelt auf, und mit einem Male lag alles als ein weit offenes Gelände da, und Fernsicht war weit und breit. Man sah die Kirchtürme aller Dörfer, die Windmühlen, das Schloß und am Horizont, gleich einer Wolke am Himmel, den blauen Berg. Hier in der Niederung war Buchenwald, aber der stand so tief im Tale, daß man über die Baumkronen hin, als wie über ein Feld von dunklem Laube, Aussicht genug behielt. Allenthalben reihten sich rundgedehnte Felder aneinander, und auf der höchsten Stelle des Hügelrückens, dort vorne zur Rechten, ragte feierlich die Mühle mit weit entfalteten Segeln.

Lieva schaute rundum über alle diese ihr so wohlbekannten Dinge, und ihre Gedanken blieben bei der flachen, gelbgefleckten Ebene hängen, wo der Flachsacker gerodet war und die Frucht nun gebündelt und zu einer von Pfählen gestützten, langen Miete aufgerichtet stand. Hier hatten sie gerodet und gefeiert, und die gute Erinnerung daran machte sie noch jetzt vor Glück lächeln. O, die Gedanken liefen wie Lichtstrahlen durch den Raum, auf alle Fälle geschwinder denn die Schwalben droben in der makellosen Bläue . . .

Alles fiel ihr wieder ein, und so frisch stand es ihr noch im Gemüt – jener Abend, wo sie hier alle beisammen gewesen waren, die Burschen und die Mädchen, und der ganze Umkreis hatte von Gesang und Geruf widergeklungen… Jetzt aber lag das Feld wie eine versengte Fläche tot und verlassen.

Hernach senkte sich der Sandweg einen neuen Abhang nieder und schlängelte dahin wie ein Band zwischen zwei hohen Wällen, hinter denen rechts und links das Gelände in unregelmäßigen Absätzen auf und ab wogte.

Hier wars, wo Lieva den Damm empor mußte. Sie hüpfte leichtfüßig über den tiefen Graben, und nun befand sie sich oben auf dem Feldrande. Die Mäher hatten einen großen Zipfel aus dem Kleelande herausgeschoren und das Futter in langen Ketten, vom Schlage der Sense zu Häufchen geschichtet, liegen gelassen. Und das Mädchen sollte nun die Häufchen einbündeln.

Ihre Strohlast lag allbereits auf dem Boden, rasch schubste sie die Holzschuhe von den Füßen und ergriff, ein Band zu drehen, eine Handvoll gelbes Stroh.

Mit behendem Schwunge fuhr sie mit den Armen unter das erste Kleehäufchen, lupfte es hoch, und rasch wie der Blitz das Knie darauf, war es zugedrückt und verschnürt, und die flinken Hände schleuderten das Bündel weit weg aus ihrem Gehege.

Das Werk schritt vorwärts wie ein leichtes Spiel. Lieva bog und reckte sich, ohne auf- noch umzublicken; bei sich selber ihr wortloses Liedchen summend, trieb sies fort in vergnügter Emsigkeit.

Die große Hitze des Nachmittags ließ inzwischen ein wenig nach, die Luft war dunstig und vollkommen wind-

still; die Vögel flöteten drüben in der Stille des Gehölzes, und hoch in der Luft schwirrten die Schwalben durch den Sommerglast. Über die ganze offene Gegend hin breitete sich der Sonnenschein, und je mehr das Licht sich gen Westen neigte, desto inniger wurde die warme Glut, die das Grün der Ländereien wie in Brand setzte.

Aber der stille Ablauf des Sommertags war an nichts wahrzunehmen: nirgends kündete sich ein Untergang der Sonne und ein Hereinbrechen des Abends voraus. Lieva ließ über ihr gesenktes Haupt die Wärme ruhig ergehen. Das Mädchen war gefangen von ihrer Tätigkeit, ihr schlanker Körper hob und senkte sich, ihre Arme rafften und schnürten, und die grünen, rotblütigen Kleebündel flogen mit einem Schwung in die gelbe Strohschleife und hopp! auf den Haufen zu den anderen.

Aber die noch nicht verschnürten Häufchen reihten sich vor ihren Augen, ohne daß sie sie zählen und ihr Ende absehen konnte. Lieva schaute auch gar nicht hin, denn in ihrem Kopfe war es ebenso licht und frei wie hier auf dem sonnigen Kleefelde, und da drinnen gingen unablässig Dinge vor sich, die ihre Mädchenseele vergnügt stimmten und ihren Lippen ein beständiges Gesumme entlockten.

Anderseits wußte sie, daß sie hier ungestört bis zum Anbruch der Dunkelheit arbeiten konnte; dann würde der Bauer mit seinem Karren kommen, um das Futter aufzuladen und sie heimzufahren, auf den Hof, wo sie dann im Stalle noch die Abendarbeit zu verrichten hatte...

Inzwischen ging das Schnüren weiter, immer mit denselben auf und ab wechselnden Bewegungen. Aber wie warm es ward und wie bedrückend schwül, zumal wenn

die Sonnenstrahlen hinter dem weißen Gedünst hervorstachen! Sollte es Gewitter geben? Wenn sie den Rücken streckte, fühlte sie die Feuchtigkeit des Schweißes unter den Achseln und auf ihrem Rücken: – sie wischte die Tropfen von der Stirn. Sie hätte alles ausziehen mögen, was sie so Atem benehmend von Kleidern an sich trug. Und sie lachte leis bei diesem Gedanken. Weil es ihr aber gar so eng ward, öffnete sie die zwei obersten Riegelchen ihrer Jacke am Halse; dort herein konnte die Luft sie nun ein wenig freier durchwehen.

Sie sah nirgendwo rundum einen Menschen; niemand war während dieser ganzen Zeit den Weg entlang gekommen. Hier und da, sehr weit, war wohl ein Arbeiter auf dem Felde, aber die schienen von hier aus gar fern und klein, und keinen konnte sie richtig erkennen. Wie einsam und still es war – – aber indem sie sich wieder zur Arbeit beugte, war der Gedanke an ihre Verlassenheit allbereits aus des Mägdleins Kopfe; nur das Flöten der Vögel klang ihr in den Ohren.

Da auf einmal knarrten die Räder eines Wagens, und Lieva hörte, wie ein Gespann in den tiefen Radspuren des Weges näherächzte; als sie aufblickte, sah sie gerade noch hinter den Erlenstümpfen über der Böschung den Kopf eines Pferdes; sofort auch hatte sie den Fuhrmann erkannt, der in weißbestaubten Kleidern breitgespreizt und aufrecht auf den Kornsäcken stand, die er nach seines Vaters Mühle fuhr. Lieva schaffte hastig weiter, ohne noch ein zweites Mal aufzublicken. Polternd in ihrem Kopfe und dumpf in ihrem Herzen dröhnte das Rasseln des Wagens – gespannt horchte und wartete sie auf sein Herannahen.

Der Wagen blieb in der Mulde der Straße bis an die Räder hinter der Böschung verborgen, und die ganze Ladung ratterte über das holprige Geklüfte der Wasserlöcher, der tiefen Radspuren und der groben Feldsteine, die überall im Wege lagen. Der junge Fuhrmann jedoch blieb stolz und unerschrocken auf seinen Säcken aufrecht stehen; seine Beine glichen durch Nachgeben seines Körpers die Erschütterungen aus, und straffgespannt hielt er das Leitseil. Auf seinem bloßen Kopfe ringelte sich eine dicke Haarlocke bis übers Auge. Er stand frank und frei und hielt den Blick auf das schwere Pferd gerichtet, das in der Gabeldeichsel mit eingestemmten Füßen vorwärts stapfte.

Er tat, als sähe er sie nicht; schon lange aber hatte er das Mädchen im roten Klee bei ihren Bündeln entdeckt.

Lieva wußte ebenfalls, daß er es war, der nahte; sie war voll unsicherer Erwartung, ob er sie erblicken und sie anrufen oder ob er vorüberfahren würde, ohne ein Zeichen zu geben. Aber nicht einmal unter dem Arm hindurch wagte sie es, nach ihm hinüberzulugen; vielmehr schaffte sie fort mit fliegendem Eifer.

Für ihn war es eine Überraschung, die ihm vor Glück das Blut ins Gesicht trieb: – Dort, das ist sie! so schoß es ihm blitzhaft durch den Kopf. Es verdroß ihn dabei, daß er auf seinem Karren stand und das Mädchen nicht näher an der Straße ihre Bündel band, denn er wußte nicht, wie mit ihr anknüpfen.

„Hüh!“ rief er laut seinem Wallach zu und schielte währenddem zur Seite, sie aber wollte nicht aufblicken. Eine Weile noch, und er würde sie im Rücken haben; dann war es zu spät, und er fühlte schon die Reue darüber. Auch

war nirgends in der Runde jemand zu sehen; überdies, was war denn dabei?

„Tag, Lieva! Lieva!“ rief er plötzlich, und sein Karren machte in der Pfütze einer Radspur ruckend Halt. Alsdann knüpfte der Bursche das Leitseil fest.

„Tag, Hektor!“ rief das Mädchen zurück, und ihr Angesicht lachte ihm zu – ihre schalkhaften Augen taten, als stände er vor ihr ganz unversehens und unverhofft.

„Sag, Kleines, bist du so fleißig an der Arbeit, daß du nicht einmal Zeit zum Aufblicken hast, wenn ich vorüberkomme? Und so ganz allein bist du?“

„Ist am besten so! Wen brauchte ich?“

Er schwieg und wartete, daß ihm ein Einfall käme. Seine Schüchternheit war aber rasch verflogen, und er gab nicht mehr Obacht, ob jemand sie hören konnte. Lieva wollte im Kleebinden fortfahren.

„Ist die Arbeit denn so eilig? Komm, erzähl mir was Neues!“ rief er wieder.

„Erzähl doch du mir was! Du, der du allerorten herumkommst. Was weiß ich zu erzählen? Siehst du übrigens nicht, daß wir ein Gewitter kriegen werden? Und das alles hier muß noch gebunden werden. Gleich kommt der Pferdeknecht!“ und sie wies auf ein Wolkengetürm, das im Gelüfte stand.

„Ich hab auch noch eine hübsche Last zu mähen.“

„Ja, dann eil dich nur! — Dein Vater lauert durch die Luke der Mühle, und du vertrödelst hier deine Zeit!“ stichelte das Mädchen.

„Mein Vater! der hat Besseres zu tun. Und regnen wird es auch nicht.“

„Wenn du es sagst“ – lachte sie.

„Lieva, ist Jan hier gewesen? Hast du ihn nicht gesehen?“ fragte der Bursche gelassen.

„Was hätte Jan hier zu suchen? Er denkt gar nicht daran, hier herumzuspazieren!“

„Na, er könnte dir immerhin ein wenig helfen. Es wäre nicht zuviel von ihm verlangt.“

„Warum?“

„Um dir ein Wörtchen ins Ohr zu flüstern!“

„Was schiert mich Jan?“

„Das sagst du nun so“, spottete der Bursche. „Er mag dich gut leiden.“

„Dafür mag ich ihn nicht leiden!“ rief sie entschlossen. Hektor lachte ihr ungläubig ins offene Gesicht. „Warum quälst du mich immer mit diesem Burschen?“

„Hab ichs denn nicht beobachtet beim Flachsroden?“

„Was hast du denn beobachtet?“

„Ja, ja“, machte Hektor ausweichend.

Sie schwiegen. Lieva spielte mit dem Strohzopf, den sie just bereit hielt, und der Bursche paßte währenddem auf sein Pferd, das ungeduldig stampfte, um die lästigen Fliegen abzuwehren.

„Sag, Lieva, darf ich dir ein wenig helfen?“ und sofort und ohne zu warten setzte er über den Graben auf das Feld und kam näher, als wollte er die Häufchen zählen, die noch zu schnüren waren.

„Schön, wenn dirs Spaß macht, warum nicht? – Wenn aber dein Pferd durchbrennt?“

„Dann läuft es heim, es kennt seinen Weg; ärger wärs, wenn Jan käme und mich hier träfe.“

„Schweig, Frechdachs!“

Er stellte sich vor sie und blickte sie von ganz nahe an, gerad hinein in die Augen; aber das Mädchen zuckte keineswegs mit den Lidern, und er sah wie in ein helles Gewässer, daraus die furchtlose Unschuld glänzt.

„Lieva,“ sagte er leise und gedehnt, „du tust ja wie die reichen Mädchen in der Stadt ... Deine Jacke steht offen, und ich sehe hinein bis zum Kehlgrübchen.“ Dabei schielten seine Blicke nach dem bißchen hellrosiger Haut unterhalb der Bräune ihres runden Halses.

Es war, als ob jemand mit den Händen sie unvorsichtig angerührt hätte, die Röte floß ihr im Nu über Gesicht und Hals.

„Was ist dabei?“ gab sie wie zur Entschuldigung zurück; aber schnell machte sie die Schnürchen zu und stand dann da, die Arme vor der Brust gekreuzt, wie ein sich schämendes Kind, das fürchtet, ihm werde etwas Übles geschehen.

Der Bursche aber lachte laut über ihre Betroffenheit, griff nach einem Strohzopf, machte sich eifrig ans Kleebündeln, und Lieva nahm auch die Arbeit wieder auf.

Nun ging es wie im Wirbelwind. Sie raubten sich einander den Strohwisch, und manchmal glückte es auch, daß sie gleichzeitig danach langten und daß seine Hände die des Mädchens berührten. Sie blickten sich gegenseitig froh in die Augen, und wenn sie dann denselben Strohzopf bei den zwei Enden hielten, wollte keiner von beiden loslassen, und das Spiel begann ...

Aber wenn er es zu toll trieb, runzelte sie die Augenbrauen und sah ihn streng an.

„Wenn du nur so hilfst, dann geh lieber weiter!“ rief sie.

„Ich bin ja schon wieder an der Arbeit“, sagte er folgsam. „Alles geschieht, wie du willst.“

„Tunichtgut!“ sagte sie nachgebend; darin bestand ihre sanftmütige Verwarnung.

„Bist du mir bös, Lieva?“

„Ich? Nein. Aber du tust mir weh mit deinen groben Fäusten. Wenn du einen anrührst, denkt man, sie sind aus Eisen.“

„So, nun sind die Bündel fertig! Was bekomme ich jetzt für meine Mühe?“

„Was bekommen?“

„Oder darf ich dir etwas geben, etwas Süßes?“

„Nicht für alles Gut der Welt. Was denkst du, hier auf offenem Feld!“ rief das Mädchen entrüstet.

„Nur ein einziges. Du hasts mir versprochen.“

„Man kann uns von allen Seiten sehen . . .“

„Was macht das?“

Als er sie festfassen wollte, entrang sie sich ihm gewaltsam mit ersticktem Schrei:

„Jetzt nicht, Hektor, jetzt nicht. Später.“

„Darf ich dich denn nicht gern haben?“

„Soviel du willst. Aber beherrsche dich doch“, flehte sie.

Die Augen des Burschen betrachteten sie strahlend. Dann war es mit Blitzesschnelle getan. Seine starke Hand schoß unter ihre Achsel und sein anderer Arm um ihren Hals, und von ihrer Wange war das Küßchen gestohlen.

„Böser!“ zankte sie ihn aus. Und als sie sich losgerungen hatte, stand sie ganz außer sich und rotübergossen da und

spähte umher, ob es jemand gesehen haben konnte. Halb erzürnt, halb erfreut brachte sie die verwirrten Haarzöpfe auf ihrem Haupte wieder in Ordnung.

„Hat es geschmeckt?“ lachte der Kerl spitzbübisch und schritt vom Kleefelde wieder zu seinem Karren.

„Ja, mach dich nur aus dem Staube! Dein Vater wird dirs schon besorgen. Und das Gewitter wird dir sicher noch auf den Nacken hageln!“

„Auf nächsten Sonntag. Lieva, kleine Lieva!“ rief er singend, bis endlich der Karren, über die Buckel ratternd und holpernd, in der Tiefe verschwunden war.

Sie sah ihn untertauchen in die klaffende Höhle des Wäldchens, und dann hörte sie, wie er sang:

„Ihr sollet mein Liebchen kennen,
Ihr' Äuglein sind so sanft,
Sie steht in meinen Träumen
Oftmals die ganze Nacht . . .“

Es war das Liedchen vom Flachsroden, und Lieva wurde dadurch an alles erinnert, was sie an jenem Festabend genossen, geschmeckt, gesprochen und gespielt hatte: das wirrende Getummel und den Tanz all der Burschen und Mädchen durcheinander. Es war damals zum ersten Male ihres Lebens, daß sie es wie einen Rausch durch ihren Körper hatte rieseln fühlen, wie ein plötzliches Erwachen, das sie nicht beschreiben konnte, das sie aber so überselig und überglücklich machte.

Schau, da platschte der erste Wassertropfen kühl überraschend auf ihren nackten Arm. Es regnete schon.

Der Müllersohn war rechtzeitig aufgebrochen, denn jetzt kam der Pferdeknecht mit seinem Karren; die Schellen

klingelten an den Pferden, und er lenkte rasch die Pferde durch die Durchfahrt aufs Feld bis nahe zu den Kleebündeln.

„Eil dich, eil dich, Lievchen! Sonst hascht es uns noch“, rief er, und mit seiner Gabel schichtete er die Bündel zum Fuder auf seinen Wagen. – „Wir müssen uns sputen, Mädel. Wir bekommen endlich wieder mal Regen.“

In der Tat: er war da. Er tröpfelte immer tapferer in schrägen Strahlen, und der frische Wind, der im Westen aufgekommen war, wehte heran, so daß die Bäume im Wäldchen aufrauschten.

Lieva kletterte von hintenher auf das hohe Fuder und ließ sich auf dem schaukelnden, holpernden Karren sanft in den roten Blumenballen des weichen Klees wiegen. Ihre Beine ließ sie herabpendeln, und die Holzschuhe baumelten an ihren Fußspitzen, und sie fühlte mit Wonne, wie die kühlen Wasserperlen auf ihre nackten Beine schlugen und wie durch ihr dünnes Jäckchen der Regen klatschte, als wärs auf ihre bloße Haut. Vor ihren Augen durch das Gezottel ihrer Stirnlocken troff das Wasser heraus, rann ihr über die Wangen, die Nasenspitze entlang, über ihr rundes Kinn und zwischen die Brüstlein. Und sie saß und lachte vor Vergnügen ob des Kitzels über ihrem ganzen Leibe und hielt ihre Augen, indem sie ja das Gesicht rückwärts gekehrt fuhr, unablässig auf die hohe Mühle gerichtet, die hinter dem Vorhang aus Wasserstaub heftig am Drehen war. Sie dachte und stellte sich die Frage, wo Hektor jetzt wohl unterstehen möchte. In ihrem Kopfe wiederholte sie unwillkürlich die Worte des Liedchens, das sie in ihrem Ohr noch klingen hörte. Sie hielt

die Arme gegen den Körper verschränkt, denn unter ihrer Achsel fühlte sie noch den Druck seiner Hand, und auf ihrer Wange hatte der Regen noch nicht das Fleckchen gekühlt, wo er sie das erstemal geküßt hatte.

Unter dem Scheunentor sprang sie vom Karren aufs Trockene und begann ohne Zögern inmitten des Gewühls und Getriebes all der Knechte und Mägde an der lärmenden Abendarbeit mitzuhelfen. Ihr Glück verbarg sie gar tief, so daß keiner ihr irgend etwas anmerken konnte; aber als sie allein in ihrem Bette lag, ließ sie es körperlich wiederaufleben und durchdachte es bis ins kleinste: wie er gekommen war mit seiner großen Haarsträhne, auf der Stirne die große Locke, die da schaukelte, und sein offenes, blühendes Sonnengesicht – was er zu Beginn gesagt hatte – seine Eifersucht auf Jan – wie er dann die Bündel mitschnürte, wie er sie fest um die Hüften gegriffen hatte und wie sie in seinen Händen wie ein Strohhälmchen gewesen war! – Sie zappelte, als ob es eben jetzt geschähe; und als sie dann dalag und ruhig in die Finsternis blickte, sah sie deutlich all die Dinge auf dem sonnigen Felde wieder: die Straße, die Mühle und das Wäldchen und den schönen, großen, stattlichen Burschen in seinen grauen Kleidern, und auf seiner Oberlippe, weich wie Taubenflaum, die ersten Bartspuren.

Durfte sie das tun? Durfte sie es geschehen lassen? War es keine Sünde? Sie wußte es nicht. Furcht und Freude verstörten ihr junges Mädchengemüt, und es wußte sich keinen Rat. Ihr schien aber, daß heute etwas eingetreten war, das sie bisher nie gefühlt, etwas, das sie für jetzt und alle Zeit froh machen würde – das hatte die Hand auf ihrem

Körper und der sanfte Druck seiner Lippen auf ihrer Wange getan. Jetzt im Dunkeln gab sie ihm den Kuß in der Einbildung zurück, so sanft und so langsam und so zärtlich, als sie konnte, denn sie liebte ihn gar sehr, und jetzt würde er es also wissen: und weil sie das so gewiß fühlte, war sie stolz und überglücklich. Es war ein sanfter Rausch, der ihr durch den Kopf zog, und in ihm lag das Verlangen nach dem morgigen Tage beschlossen, nach der neuen Helle der Sonne auf dem Felde, nach dem Wäldchen, der Mühle und dem Kleeacker; es war, als sollte sich morgen ein zweites Wunder begeben, und noch immer mehr stand zu erwarten, – das Leben fing erst jetzt an, und an der Schönheit der Tage war kein Ende abzusehen. Sie stand als ein sittiges Mägdlein mitten darin und blickte rundum in all das sonnige Glänzen, und hoch im Baume ertönte Gesang durch die stille Luft – es war wie ein Amselgeschmetter aus dem Wäldchen, und was sie sich entgegenschallen hörte, das war ihr eigenes Liedchen:

Ihr solltet mein Liebchen kennen,
Ihr' Äuglein sind so sanft,
Sie steht in meinen Träumen
Oftmals die ganze Nacht.

Und aus einer anderen Ecke des grünen Drosselgebüschs ertönte, noch sanfter, die Gegenantwort:

Ich darf sie nicht betrachten,
Sonst fällt das Aug mir zu.
Das Auge fällt mir zu
. . . fällt zu . . .

Aus dem Flämischen von Friedrich Markus Huebner.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DREI GEDICHTE

Nachtflug

Nun der Mond mich heißt ans Fenster gehn,
Zieht er meine Seele fort zum Weiten,
Und ich möchte hier nicht stille stehn.
Könnt ich eines sachten Flugs entgleiten!

Übers Land der Weideflächen fließt
Solch ein Licht mit wonnesamen Wogen,
Meiner Sehnsucht Schattenflügel sprießt.
Also komm ich durch die Nacht gezogen.

Meine Brust im weichen Meer der Luft
Eines Vogels Fiederbrust vergleichbar,
In dem nebelig durchklärten Duft
Bin ich Traum, dem jeder Wunsch erreichbar.

Meines Fittichs langer Flügelschlag
Regt sich lautlos durch die lichte Stille:
Also kreist mein Sinnen um dein Dach,
So umkreist dein schlummernd Haupt mein Wille.

Oktoberfrühe

Kräftiger Morgen! Rosiges Silberlicht!
Vom ersten Reife liegt die Wiese weiß
Am Hause, die sich nach dem Walde zieht.

Hinaus! Wie hart, wie freudig greift die Luft
Mich an, wie weitet sie den Atem aus!
Wie schaut sichs mutig in den neuen Tag,
Wie dank ich, daß er ward!

So richt ich diesen kühlen Morgengang
Durch rauches Gras. Der Wald rückt klarer schon
Zum Dunst hervor. Jetzt steht er branstig da
Dicht vor mir. Dunkel springt daraus der Tann.

Und die bedeckten Pfade schreit ich schon
Durch karges Laub, von kargem Licht umhaucht,
– Weil noch die Sonne hinterm Strüppicht steht
Und Nebel noch unter den Kronen schweift. –
Umsegelt bin ich von der Blätter Flug,
Am Boden rascheln sie. – Da bricht ein Glanz,
Ein erster, starker ein. Er flammt stammauf!
Heil, heil, der Wald ist Gold! – . . . Ein Falkenschrei –

O Zeit, da meiner Heimat Hifthorn ruft,
Das ferne! – Zeit des jagdlichen Geläuts!

Längs der Yssel

Weideklänge kamen durch die Luft,
Und die Luft war ganz ein goldener Rauch.

Wars von deinem lichten Angesicht,
Wars vom Golde deines blonden Haars? –
Gold und rosen ging die Ferne auf.

Wars von deines stillen Auges Blau,
Was da blau in Luft und Flut zerrann?
Wars von deinem Lächeln, daß das Land
Also friedvoll glänzte? Oder war
Aller Glanz auf deinem Angesicht,
Deinen blauen Augen, deinem Haar,
Innerer Wiederglanz vom Abendlicht?

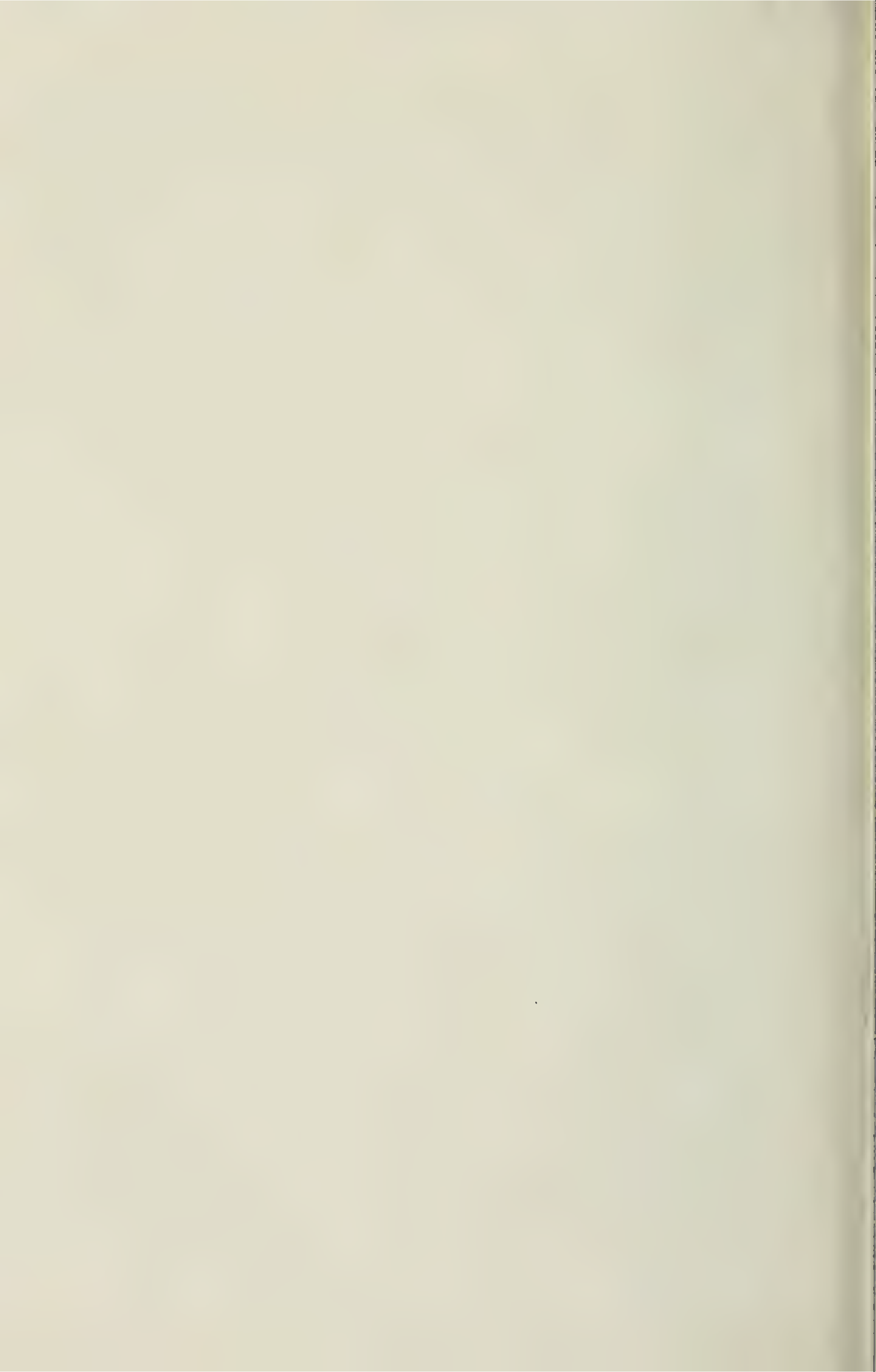
Deine Worte klangen glockenrein.

Vor mir gingst du: Mit gewohnter Hand
Hieltest du der Rüden einen fest,
Der dich an der Leine nach sich zog,
Und du schrittest so, im feuchten Gras
Rasch, gerafften Kleides, daß mein Blick
Gerne deinem schönbeschuhten Fuß
Folgen mochte. Zu mir umgewandt
Sagtest du bald dies, bald das, bald riefst
Du der anderen Meute, die im Spiel
Munter um die gute Herrin sprang.

Auf der Rüden braunen Rücken fiel
Schrägen Strahles Licht. Der Weideklang
Kam uns voller; goldener ward dein Haar.
In das Licht verglühten die Alleen,
Auf dem Fluß ein träg getragener Kahn;
An dem Ufer angelte ein Mann.
Aus dem Schilf und angegilbtem Laub
Hoben sich die Uferhütten, klein,
Giebelig und morsch und strohgedeckt;
Golden schlug darum der Abendschein.



R. Janthur / Lithographie zu Defoes Robinson Crusoe



Da auch traten, ihren Abendtrank
Einzunehmen, klangvoll aus dem Busch
Jene Herden, die wir längst gehört,
Und, indessen sie zum Wasserrand
Drängten, und den Vordersten der Strom
Schon in Ringen um die Fersen stieg,
Spiegelte die durchsichtige Flut
Ein unsäglich stilles, klares Bild. –

Das vom Leuchten deines Zaubers glomm.

WILLIAM BUTLER YEATS: DER LEIB DES VATER CHRISTIAN ROSENKREUZ

Die Anhänger des Vater Christian Rosenkreuz, sagt eine alte Überlieferung, hüllten seinen unvergänglichen Leib in edle Gewandung, und sie legten ihn in ein Grab unter ihrem Ordenshaus, das die Symbole von allen Dingen im Himmel und auf Erden und in den Gewässern unter der Erde enthielt, und über ihn setzten sie unerschöpfliche magische Lampen, die von Geschlecht zu Geschlecht weiterbrannten, bis einmal andere Schüler aus dem Orden durch irgendeinen Zufall auf das Grab stießen.

Ich glaube, die Phantasie hat während der letzten zweihundert Jahre kein hiervon sehr verschiedenes Schicksal gehabt; auch sie ist in ein großes Grab des Kritizismus gelegt worden, auch über sie sind unverlöschliche magische Lampen von Weisheit und Romantik gesetzt worden, und auch sie ist im ganzen so vortrefflich untergebracht und ausgestattet worden, daß wir ganz vergessen haben, wie

ihre Zauberlippen geschlossen sind oder sich nur aufgetan haben, um die Klagelaute einer schwermütigen und geisterhaften Stimme vernehmen zu lassen. Die Alten und die Zeitgenossen der Königin Elisabeth haben sich der Phantasie hingegeben, wie ein Weib sich der Liebe hingibt, und sie haben große Wesen hervorgebracht, denen gegenüber die Menschen dieser Welt wie bloße Schatten erscheinen; sie schufen große Leidenschaften, von denen unsere Liebe und unser Haß als bloß flüchtige und triviale Phantasien erscheinen; jetzt aber sind es nicht die großen Menschen oder die erträumten großen Leidenschaften, die uns in Anspruch nehmen: sind doch die Personen und die Leidenschaften in unseren Dichtungen hauptsächlich Reflexe, wie der Spiegel unseres Geistes von älteren Dichtungen oder aus dem Leben um uns her sie aufgefangen hat; es sind vielmehr die weisen Kommentare, die wir über sie machen, die Kritik des Lebens, die wir aus seinen Schätzen herauspressen.

König Arthur und sein Hof sind nichts, aber die vielfarbigen Lichter, die sie umspielen, sind so schön wie die Lichter von Kirchenfenstern. Pompilia und Guido bedeuten nur wenig, aber die immer wiederkehrenden Betrachtungen und Erläuterungen, die in den Worten des Papstes gipfeln, gehören zu dem Weisesten, was das christliche Zeitalter kennt. Ich kann den Gedanken nicht loswerden: diese Zeit der Kritik wird bald vorüber sein, und es wird ein Zeitalter der Phantasie, der Gemütsbewegung, der Stimmung und Offenbarung an seiner Statt heraufkommen, denn es ist kein Zweifel: der Glaube an eine übersinnliche Welt ist wiederum nahe, und wenn einmal die

Erkenntnis ins Rollen gekommen ist, daß wir „Phantome von Erde und Wasser“ sind, dann mögen wir unserem eigenen Wesen und allem, was es immer ersinnen mag, wiederum vertrauen; und wenn die äußere Welt nicht mehr als das Grundmaß aller Wirklichkeit angesehen wird, dann werden wir die großen Leidenschaften als die Engel Gottes erkennen, und daß sie „ungezügelt in ihrer ewigen Glorie“ zu verkörpern, selbst wenn sie den Frieden und das Glück der Menschen bedrohen sollten, mehr ist als, wie weise auch immer, sich über die Ziele unserer Zeit unterhalten oder die sozialen, humanitären oder anderen Kräfte unseres Zeitalters beleuchten oder sogar unsere Zeit, wie die Phrase lautet, „zusammenfassen“; denn die Kunst ist eine Offenbarung und nicht Kritik, und das Leben des Künstlers, es ist ausgesprochen in dem alten Worte der Weisheit, das da heißt: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ *Übertragen von Fr. Eckstein.*

HANS CAROSSA: DIE AHNFRAU

Wage dich wieder hervor,
silbernes Mittagsgesicht!
Alle sind außen im Korn.
Alles ist wie es war.

Noch gurren die Turteln am Dach
im purpurfüßigen Reihn,
und Blumen blau wie die Luft
umwehen im Bogen die Tür . . .

Sprich zu dem jungen Baum
beim immer murmelnden Bronn,
und an dem Fenstergeweb
der heiligen Spinne vorbei

husch in dein Sterbegemach!
Denk nicht vermoderter Pein!
Sieh, wo du seufzend vergingst,
atmet das blühende Kind . . .

O wie es ruhig schwebt
im leichten blutrötenden Schlaf!
Es regt seine Händchen, es spürt
des Wachstums nahen Quell.

Umfließ es mit Geisterglück!
Nun öffnet es Augen voll Traum.
Es blinzelt durch dich in den Tag.
Es lächelt und schläft wieder ein . . .

Grüße die Natter im Flur!
Noch reicht man den Milchnapf ihr fromm.
Schon schleicht sie gesättigt hinaus.
Sie fühlt und fürchtet dich.

Klug folgt sie verborgener Spur
hinab in ihr dunkles Gebiet.
Da liegt unter wuchtigem Stein
der Schatz, den du vergrubst.

Du sahst in die ferne Zeit.
Du wahrsagtest Krieg und Verfall.

Treu hast du gedarbt und bewahrt.
Die Schlange weiß darum.

Sie hegt auf dem Hort ihre Brut.
Sie biegt sich um ihn jede Nacht
zum zauberverstärkenden Ring.
Oft klirrt unbändig das Gold.

ERNST BERTRAM: GOTISCHER BILDNER

(spricht:)

Siehe, du nährst dein ewiges Herz
Nicht von der Gläubigen Mund und nicht vom Blute der Zeugen,
Ehre geben dir nicht die Chöre, geblendet rings um dein Antlitz,
Und den gewaltigsten Ruf dir
Nicht auf frommer Wolke die Abendengel:

Dich aufpreisen in heulender Tiefe
Die Engel des Unlichts,
Dich unterm Speer deiner Großheiligen
Krümmend das rote Getier,
Dich des Heiden, ins Ohr dem
Hundertköpfigen Götzen,
Lallendes Abergebet.

Siehe, dem schlafenden Munde des Lästrers entblüht
Die Blume deiner Verkündung,
In seiner Höhle der Dämon
Knirscht unwillig dein Lob,

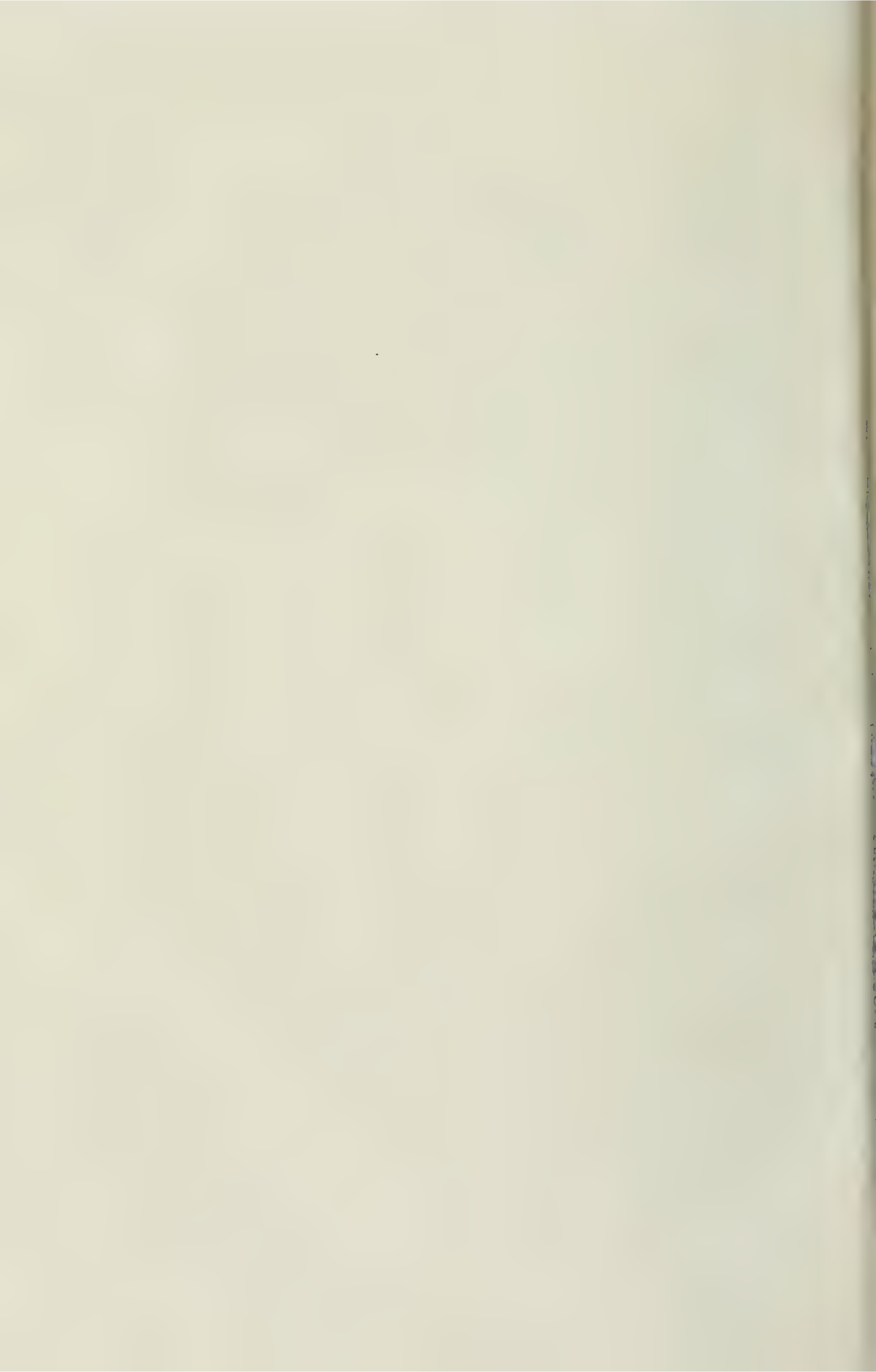
An deinem Flammenkleide webt
Scharlachne Sünde dir,
Die Zweifelnächte sausen deinen Ruhm,
Und der an dich nicht glaubt, entgegen wölbt er dir
Dein Heiligtum.

WILHELM WEIGAND: ÜBER EMILE ZOLA

Die Bemerkung, daß jede Kultur, zu ihrer Erneuerung, von Zeit zu Zeit der Barbaren bedürfe, gilt auch für altgewordene Literaturen. Zuweilen stammen diese Barbaren aus der Tiefe des eigenen ungebrochenen Volkstums, und es wird ihnen leicht, den Anschluß an die alte Überlieferung zu finden, in der eine Volksseele ihr Wesen entfaltet; zuweilen bringt es aber auch die Leichtigkeit, mit der heute Menschen und Geistesströmungen die Grenzen der Volksgemeinschaften überschreiten, mit sich, daß da und dort eine schöpferische Natur aus fremdem Geblüt auftaucht, die schon durch ihre Herkunft gezwungen ist, andere Wege zu gehen als die eingeborenen Söhne ihrer neuen Heimat. Bei Emile Zola wird man gut tun, nie zu vergessen, daß er, als Sohn eines österreichischen Genieoffiziers, Halbfranzose war. Diejenigen seiner Zeitgenossen, in denen das starke Kulturbewußtsein des Franzosentums lebte, täuschten sich, von allem Anfang an, nicht über das Fremdartige im Wesen des Romandichters: die Vertreter der nationalen Bildung tadelten an seinen Schriften den Mangel an leichtbeschwingter Grazie, die Voltaire als ihren Ahnherrn verehrt; andere sprachen von der Unfähigkeit zur streng klassischen Form, die mit der Ober-



Friedrich Wasmann / Studie



fläche spielt und, in gewichtigen Äußerungen, auf ein paar Jahrhunderte strengster Sprachzucht zurückblicken darf; die Akademiker, die ihren Hort in der klassischen Gymnasiallehrerschule, der école normale besaßen, vermißten den Hang zur lateinischen Rhetorik, bei der das Wort mehr bedeutet als der Ernst und die Tiefe des Gehalts, oder auch das romanische Schulschmäcklein, das für die Eingeweihten seine besondere Würze haben muß; und die Vertreter des leichten gallischen Geistes, des esprit gaulois, entbehrten ihre Weltanschauung, für die das Lachen um jeden Preis die höchste Äußerung der Weltweisheit bedeutet. Das Ausland hingegen, das schon bei dem großen Balzac seinen Scharfblick bewiesen hatte, konnte leichter über diese wirklichen oder angeblichen Mängel hinwegsehen: es war durch keine Überlieferung gebunden; es durfte sich an die Werke halten, aus denen, auf alle Fälle, eine schwere, bedeutende Natur sprach, und es ließ sich willig von dem Zauber gefangennehmen, der von dem schillernden Schlagwort Naturalismus ausging; denn noch immer hat das Wort des erhabenen germanischen Sehers Geltung: Und ist ein großes Wort vonnöten, Mutter Natur! so gedenkt man deiner! –

Über Zolas Entwicklung sind wir vollständig im klaren: sein Leben bietet nicht, wie das Asketendasein des Einsiedlers Flaubert, ein Problem, und der Liebhaber seltener Gemütszustände findet bei dem Naturalisten keine Gelegenheit, seine Neigung zu seelischer Zergliederung zu befriedigen. Der unermüdliche Arbeiter sorgte, von allem Anfang an, gründlich dafür, daß seine Zeitgenossen, Freunde und Feinde, seine Ansichten, Hoffnungen und,

was fast wichtiger erscheint, seine Ansprüche an Kunst und Leben kennen lernten. Daß da ein selbstbewußter Plebejer, der nach Macht dürstete und nicht gesonnen war, sein Leben in einer Dachkammer zu verbringen, in die Literatur einbrach, unterlag nicht dem mindesten Zweifel. Der Barbar, der in eine alte Kultur geriet und mit den Trieben einer ungebrochenen Natur nach den Genüssen einer alten Erde verlangte, kannte nicht die Scheu adeliger Künstlernaturen, in denen ein Unaussprechliches mit der Scham erlesener Seelen kämpft; er war, um sein Leben fristen zu können, wie alle seine Schicksalsgenossen zunächst auf die Zeitungen angewiesen und mußte, als Anfänger, knirschend erfahren, daß man wenigstens notdürftig von der Verkündigung seines Hasses und seiner Liebe leben kann. Und da alles Persönliche besonders stark auf die Jugend zu wirken pflegt, bekamen die leidenschaftlichen Bekenntnisse des Polemikers – denn als solche fasse ich die kritischen Äußerungen Zolas auf – sehr rasch einen Einfluß und eine Bedeutung, deren Eindringlichkeit das neuere Geschlecht kaum zu ermessen vermag. Die Männer, die Zola als Kämpfer oder Freunde nahe standen, urteilten allerdings kühler über den selbstbewußten Neuerer, dessen kritische Äußerungen an das Wort Goethes erinnern, daß das Unzulängliche produktiv sei. Die Brüder Goncourt, in denen Zola Ahnen und Meister sah, schrieben am 14. Dezember 1868 in ihr Tagebuch: „Auf unseren ersten Eindruck hin hielten wir ihn für einen Schüler der école normale, der für den Augenblick etwas herabgekommen schien. Bei näherem Zusehen fielen uns jedoch in dem schäbigen jungen Mann zarte

Züge, die feine Modellierung der an Porzellan erinnernden Gesichtshaut, der Schnitt der Augenlider und die seltsamen Nasenflügel auf. Kurz, seine ganze Persönlichkeit glich ein bißchen den Menschen seiner Bücher, jenen komplizierten Wesen, die in ihrer Mannheit etwas vom Weibe an sich haben. Auffallende Züge in seinem Wesen sind das Krankhafte, Leidende, Übernervöse . . . Alles in allem ein unruhiger, ängstlicher, tiefer, komplizierter, scheuer, schwer zu enträtselnder Mensch."

Es ist bezeichnend für den ehemaligen Buchhandlungsgehilfen, dem es nicht gelungen war, die französische Reifeprüfung zu bestehen, daß er sich in dem Gespräch mit den Brüdern Goncourt bitter über die Gleichgültigkeit des Staates gegen alle aufstrebenden Talente beklagte. Als Zola seine ersten Bücher schrieb und dazu das karge Brot des Zeitungsschreibers aß, stand das zweite Kaiserreich auf der Höhe seines Glückes. Was eine geborene Empörernatur von dem Leben und Treiben der bunten Gesellschaft, in welcher der gekrönte Catilinarier Napoleon III. seine Stütze fand, zu Gesicht bekam, war nicht geeignet, ihn mild zu stimmen. Das bürgerliche Bacchanal, zu dem Offenbach die aufreizende Musik schrieb, bewies zunächst der ganzen Welt, daß im Zuge moderner Bacchanten wohl die Schönheit Platz habe, aber nicht der Geist. Der erste Napoleon hatte der staunenden Welt, die nach einer Pause von Jahrhunderten wieder einmal das Genie auf dem Throne sah, die Zauberformel verkündet: La carrière ouverte au talent! Napoleon der Kleine, der von seinem angeblichen Onkel nur den Glauben an seinen Stern besaß, glaubte die Hauptfrage der Zeit zu

lösen, indem er die Ermahnung von sich gab: Enrichissez-vous! Bereichert euch! Die beiden Schlagworte kennzeichnen zwei Männer und zwei Zeitalter.

Schöpferische Naturen, in denen bedeutende Fähigkeiten schlummern, pflegen ihre Vorbilder und Meister mit der Sicherheit des Instinkts zu wählen. Wir wissen, welche Menschen und Werke auf Zola bestimmend eingewirkt haben. An allererster Stelle ist Taine zu nennen, dessen Einfluß auf die Jugend des zweiten Kaiserreichs und auf einen guten Teil der europäischen Schriftsteller gar nicht überschätzt werden kann. Zola gehörte zu den unmittelbarsten Schülern des „Philosophen“, so sehr er auch, zuzeiten, seinen Meister als ängstliche Schulmeisternatur hinzustellen liebte. Wir sind heute über die ganze Weltanschauung Taines durchaus im klaren: wir wissen, woher der farbenprächtige Eklektiker ihre Elemente bezog, und sind kaum mehr geneigt, die Lehre von der bestimmenden Gewalt der Umwelt, die Milieu-Theorie, als unerhörte Heilsbotschaft zu betrachten. Wir lächeln über den vielberufenen Satz: „Tugend und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker“, der einst allen Frommen als Ausfluß höllischer Bosheit erschien. Wir finden die Gleichsetzung seelischer und mechanischer Vorgänge, die aus diesem Satze spricht, als eine Plumpheit, deren ein Denker unfähig sein sollte. Doch wie man sich auch zu dem Philosophen Taine stellen möge, hier sei nur die Tatsache festgehalten, daß der geistige Vater des Naturalismus Taine, nicht Zola war, dem es allerdings vorbehalten blieb, für Europa das zündende Schlagwort zu prägen. Wohl mochte der Romandichter in Claude Bernard den

Meister verehren, in dessen Lehren von der Erblichkeit er eine Waffe sah – man muß immer an Waffen denken, wenn es sich um den Theoretiker Zola handelt –; aber der ganze Naturalismus Zolas beruht in allem Wesentlichen auf der Anschauung Taines, nach der jedes Talent ein Geschöpf seiner Umgebung und selbst die größte Schöpfernatur die Kreatur bestimmter und bestimmbarer Einflüsse ist. Es ist durchaus kein Zufall, daß in der zwanzigbändigen Familiengeschichte der „Rougon-Macquart" (1871–1893) kein einziger Mensch mit reichem Innenleben auftritt. Zola sieht ungemein scharf, und seine Gestalten leben; aber für die Forderung Verlaines: „Nous voulons la nuance et la nuance encore" besaß er kein Verständnis. Als Menschenschöpfer blieb er einer der Hauptlehren seines Meisters getreu, indem er sie übertrieb: der Mensch ist vor allem ein Tier, aber, wohlgemerkt, kein vernünftiges Tier; kein animal rationale im Sinne des 18. Jahrhunderts. Je üppiger er nun seine Natur als Menschentier, als bête humaine entfaltet, desto dankbarer ist er als Stoff. Balzac wußte, was er tat, als er, um seine Menschen ins Übergroße zu steigern, ihre Triebe ins Maßlose erhob. Ein schöner Mord ist eine schöne Sache: das ist nicht etwa nur Ausdruck der bekannten Künstlerästhetik, es ist auch, in gewisser Hinsicht, eine soziologische Feststellung. Wir sind, so lautet das Bekenntnis des Meisters und seiner Schüler, keine Phantasten, wir sind Tatsachenmenschen. Das Seelenleben setzt sich aus nichts weiterem als aus Tatsachen zusammen; das ganze Leben ist nur eine Reihe von Tatsachen (petits faits). Wir stehen als „Faitalisten" – das Wort stammt bekanntlich

von dem mit Recht darob erzürnten Nietzsche – über dem Dichter, insofern wir, mit höchstem Fleiße, „documents humains“, lauter menschliche Fakta sammeln, auf die Gefahr hin, zu den Kolportage-Psychologen herabzusinken. Im übrigen leben und weben wir, als Triebmenschen, in der Natur, die keine Moral kennt und jenseits von Gut und Böse wirkt. Und Zola schloß: Wir sind reine Apostel des Wahren, indem wir sie, ohne Rücksicht auf zahme Staatsbürger, in ihrer grenzenlosen Gemeinheit schildern und uns nicht scheuen, den Menschen vor allem auch als unersättliches Geschlechtswesen hinzustellen. Wer sagt da, Dichten sei verdichten oder weglassen? Die Idealisten! Wir verfahren anders: wir häufen die Fülle der Einzelzüge, bis die Massen leben. Wir lehnen es ab, die Wirklichkeit zu fälschen, indem wir einen Auszug daraus bieten; wir steigern sie höchstens, und alle Künste eines prunkvollen Stils, an den ganze Geschlechter ihre Kunst verschwendet haben, dienen nur dazu, die Tatsachen, und mit ihnen unsere Weltanschauung, in jenem Licht zu zeigen, das jeder wissenschaftlichen Zergliederung standhält.

Über die Weltanschauung des Dichters der „Rougon-Macquart“ kann gar kein Zweifel walten: es ist der schwärzeste Pessimismus, und man weiß, daß dem rücksichtslosen Schilderer des zweiten Kaiserreichs nicht der Vorwurf erspart blieb, daß er, als Herkules der Feder, die Ställe des Augias nicht gereinigt, sondern deren beispiellosen Unrat noch vermehrt habe.

Doch da meldet sich die Erinnerung an den Hauptsatz der Zolaschen Ästhetik: „Une œuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.“ Das Kunstwerk

ist ein Stück Natur im Spiegel eines Temperaments. Aber, so fragen wir, schließt diese Erklärung nicht die allerpersönlichste Auslegung der Natur in sich? Gibt sie nicht jedem Individualisten und Schauspieler recht, wenn er bei der Ausübung seiner Stilkünste einfach erklärt: So und nicht anders sehe ichs! Sollte der Naturalismus Zolas, als Theorie wenigstens, vielleicht gar ein halbes Mißverständnis seines Urhebers sein, in dem ganz andere schöpferische Kräfte wirkten, als sie dem reinen Beobachter und Sammler zu Gebote stehen? Das Wort Natur leitet, in der europäischen Literatur wenigstens, immer auf Rousseau zurück: sollte Zola vielleicht gar zu den unbewußten Enkeln Rousseaus gehören, dem die Natur allerdings nur den idyllischen Hintergrund bedeutete, vor dem der Mensch seine Unschuld verlor, als er in den Stand der Kultur trat?

Vielleicht wird man gut tun, sich hier der Meister zu erinnern, die der Kritiker Zola zu den naturalistischen Romandichtern rechnete: an Stendhal, Balzac und Flaubert. Über den Einfluß Stendhals und Flauberts kann ich mich kurz fassen: man tut Zola nicht unrecht, wenn man behauptet, daß er, trotz aller Wertschätzung, von dem innersten Wesen dieser großen Erscheinungen nur das ihm Gemäße verstand. Die ungeheure Klarheit Stendhals, die den feinen Psychologen der „Kartause von Parma" mit den Ideologen des 18. Jahrhunderts verband, erschien ihm als Einseitigkeit: das Seelenleben der Stendhalschen Helden spielt sich eben in einer Helle ab, in welche, seiner Meinung nach, die Außenwelt zu wenig bestimmend eingriff. In Flaubert durfte er den lebenden Meister verehren, dessen Umgang er beglückend empfand. Was dessen verschlossenes Leben

aber an Schmerzen und Köstlichkeiten in sich barg, blieb ihm verhüllt. Die Tragödie des übergewissenhaften Künstlers, der in eine falsche Zeit gerät und mit den Mitteln der reichsten Sprache Gestalten schaffen muß, die er selbst verabscheut, weil sie seinen Schönheitssinn beleidigen, mußte ihm unverständlich bleiben. Daß er als Techniker viel von der „Madame Bovary" gelernt hat, steht außer Zweifel; denn dieses Buch, dessen gallische Klarheit nur gesellschaftliche Hintergründe und das klarste Seelenleben enthüllt, ist im höchsten Grade geeignet, Lernende anzuregen.

Daß das ungeheure Lebenswerk Balzacs auf die Phantasie des geistigen Gewaltmenschen besonders stark wirken mußte, ist begreiflich. Balzac hat in ähnlicher Weise auf die Einbildungskraft Zolas gewirkt wie Napoleon auf die Phantasie des Verfassers der „Menschlichen Komödie". Die Worte, die Balzac an ein kleines Standbild Napoleons schrieb: „Was er mit dem Degen begonnen, werde ich mit der Feder vollenden", sind mehr als das Bekenntnis eines großen Menschenschöpfers: sie zeigen den Wandel einer Weltanschauung, die dem Geist in einer bürgerlich gewordenen Welt die höchste Rolle zuerkennt und damit revolutionär wird. Die bürgerliche Gesellschaft, deren Zusammenbruch Zola mit dem bitterbösen Ernst eines unbedenklichen Gewaltmenschen schilderte, war indessen von der Welt, wie sie Balzac sah, durch eine tiefe Kluft geschieden. Die Welt Balzacs besaß vor allem einen anderen Hintergrund: die Französische Revolution und den aufgeregten Kreis, in dem das Phänomen Napoleon Menschen und Dinge modelte. Dazu kommt, daß Balzac der Welt der „Menschlichen Komödie" – man achte auf den Sinn

dieses Titels – anders gegenüberstand: er erkannte zwar, mit unheimlicher Klarheit, daß es in dieser siegreichen Welt des Bürgertums nur noch eine wirkliche Weltmacht gab: das Geld; doch diese Erkenntnis nahm ihm in keiner Weise die Freude an den Formen, in deren Schutz sich diese Gesellschaft, deren Laster und Triebe ihn selbst beherrschten, tummelte und auslebte. Der prophetische Seher, dem Traum und Wirklichkeit in einem fort ineinanderflossen, war, wie nur jemals ein naiver Naturbursche, in seine eigene Schöpfung, in seine eigenen Gestalten verliebt. Und da er sich nebenbei noch in besonderem Maße als Denker fühlte, hatte er auch, wie alle Philosophen, die Heilmittel sofort zur Hand, um die böse Welt, wo jeder seinen Trieben lebte, gesund zu machen und gesund zu erhalten: die Monarchie und den Katholizismus, in dem er übrigens, als echter Romane, vor allem eine soziale Macht erblickte. Als „docteur ès sciences sociales" durfte er es denn auch wagen, in dem Romandichter etwas Höheres zu sehen als den Märchenerzähler und Unterhalter der bunten Menge. Zola, den keine allzu große Bildung drückte, mochte diese Haltung des Großmeisters zunächst als Rechtfertigung seiner eigenen Wissenschaftlichkeit empfinden. Von der Fähigkeit Balzacs, seine Gestalten in eine strahlende Atmosphäre des Geistes zu tauchen, besaß er indessen nichts, und was von einem Romantiker in dem Seher lebte, lehnte er ab, ohne zu ahnen, daß er selbst in die Geschichte der Romantik gehört. Auch die ungeheure Arbeitskraft Balzacs mochte ihn mit ehrfürchtigem Staunen erfüllen. Der Barbar, der aus den Tiefen stammt, ist heute dazu gezwungen, sein Brot als Arbeiter zu verdienen. Die bürgerliche Gesellschaft hat den Geist und

seine Werke zu einer Ware erniedrigt, und wer leben will, kann nichts anderes tun, als sich mit dieser Tatsache abzufinden, auf die Gefahr hin, sein Talent dabei aufzuzehren. Aber Zola, den nicht die Fülle der Balzacschen Gesichte quälte, besaß ein anderes Temperament: er nahm, von allem Anfang an, seinen eigenen Schaffensdrang in meisterliche Zucht; er komponierte seine mit höchster Sorgfalt angelegten Romane mit der genialen Besonnenheit eines gewissenhaften Bauarbeiters und fügte dann, ohne Hast und ohne Rast, Stein auf Stein, bis er mit dem Werke fertig war, worauf er sofort den folgenden Roman begann. Er schrieb Tag für Tag nur drei oder vier Seiten, und dieser Künstlerfleiß trug ihm endlich sogar die Achtung seiner zahlreichen Gegner ein. Die Arbeit ist hier keine Maske, hinter der sich eine problematische Natur oder ein gewissenhafter Bürger versteckt; sie ist die Rechtfertigung einer Weltanschauung, die ihre besondere Würde in ihrer angeblichen Wissenschaftlichkeit zu finden glaubt. Der vielberufene Titel einer seiner Kampfschriften, „Le Roman expérimental", verrät uns, wie Zola selbst über seine Tätigkeit dachte: er forderte, als Schüler Claude Bernards, von dem Romandichter, daß er zunächst Beobachter sei und dann erst mit seinen Gestalten experimentiere, indem er sie aus einer Lebenslage in die andere versetze, um ihr Wesen daran zu entfalten. Er setzte also das dichterische Spiel mit den eigenen Gestalten der Phantasie der Tätigkeit des Naturforschers gleich und erklärte, auch Balzac habe, als er die unvergeßliche Gestalt des Baron Hulot schuf, nichts anderes getan. Man kann das schöpferische Wesen der Phantasie nicht ärger verkennen, als es hier geschieht; aber

diese Auffassung ist bezeichnend für den Mann, dem es stets darauf ankam, die Forderungen der Wissenschaft, wie er sie verstand, zu erfüllen, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gekommen wäre, wie stark der Romantiker in ihm war.

Die Romantik Zolas entfaltet sich zunächst, wie bei Victor Hugo, in seinem Sinn für das Gewaltige. Dem Barbaren verflüchtigt sich die Welt nicht zu Begriffen; er unterliegt viel eher der Gewalt seiner Eindrücke, und die Verhältnisse, in denen er die Menschen leben sieht, zeigen seinem Auge überall symbolische Züge. Napoleon hielt die Tragödie für erledigt, indem er mit herrischer Geste erklärte: Die Politik ist das Schicksal! Das Wort ist mehr als ein Paradoxon. Die Tragödie des modernen Menschen besteht in der Abhängigkeit von Gewalten, denen er nicht entrinnen kann; das heißt, der Bürger rückt in die Nähe der Titanen, über denen das antike Fatum schwebte. Diese Verhältnisse nun leben sozusagen ihr eigenes Leben, und niemals hat sie ein Dichter mit ähnlicher Meisterschaft geschildert wie Zola: das Warenhaus (Au bonheur des dames), der Ozean (La joie de vivre), die Arbeiterschenke (L'assommoir), die Markthallen (Le ventre de Paris), die Kohlengrube (Germinal), das französische Heer (La débâcle), die Weltstädte Paris und Rom (in den gleichnamigen Romanen) sind gewaltige symbolische Schicksalsmächte, die mehr bedeuten als ein Schauplatz, wo wenig differenzierte Triebmenschen ihr tragikomisches oder elendes Dasein verbringen. Man wird an die mythenbildende Phantasie der alten epischen Dichter erinnert, und in der Tat, es steckt etwas von den alten Sängern in dem Kämpfer Zola, der auch dadurch mit den Mitteln der alten Epiker

wirkt, daß er vielen seiner Gestalten einen gleichbleibenden Zug verleiht.

Wie aber reimt sich nun zu der pessimistischen Weltanschauung des Verfassers der „Rougon-Macquart“ die idyllische Welt seiner letzten Bücher? Wer eine Welt schildern will, die wert ist, daß sie zugrunde gehe, darf keine Adelsnaturen schildern, in denen die Zukunft ihre schönste Rechtfertigung findet. Er kann mit armseligen Zweiflern, mit bestialischen Dirnen, mit gesunden Trotteln, mit lüsternen Spießern, mit schuftigen Ministern, angefaulten Jobbern, mit der Pofelware der Menschheit auskommen. Es ist kein Zufall, daß Zola zu Ahnen seiner Familie ein angekranktes Menschenpaar nahm. Wir dürfen allerdings fragen, was aus dieser seiner Welt geworden wäre, wenn er ein gesundes Ahnenpaar gewählt hätte, – ganz abgesehen von der Tatsache, daß die Erblichkeitsfrage, so wie er sie auffaßt, im Sinne strenger Wissenschaft noch lange nicht gelöst ist. Doch bei den Vorwürfen, die dem erfolgreichen Romandichter entgegenklangen, mochte er sich an eine Äußerung seines Lehrers Claude Bernard erinnern: „Man hat eingesehen, daß es nicht genügt, angesichts des Guten und Bösen untätig als Zuschauer zu verweilen, indem man das eine genießt und sich vor dem andern hütet. Die moderne Moral erstrebt Größeres: sie sucht nach Ursachen, sie will diese erklären und sie beeinflussen; sie will, mit einem Wort, das Gute und das Schlimme in der Gewalt haben; sie will das eine hervorrufen, entwickeln und gegen das andere ankämpfen, um es auszumerzen und zu vernichten.“ Mit einer solchen Ansicht gelangt man aus der Welt des angefaulten Bürgertums

mühelos in eine andere, wo die Wissenschaft als Lebensmacht den Anspruch erhebt, die Geschicke eines glücklicheren Geschlechtes zu bestimmen. Wer dem Verfasser der Romane „Fécondité“ (1899) und „Travail“ (1901) einen Bruch mit seiner eigenen Vergangenheit vorwirft, hat sein Wesen nicht verstanden. Inwiefern die persönlichen Schicksale des Menschen Zola auf die Umbildung seiner Augen einwirkte, mag eine Frage bleiben. Der Glückliche, dessen Durst nach Macht gestillt ist, darf mit anderen Augen in die Welt blicken als der Catilinarier, den seine Triebe quälen. Schon der letzte Roman der „Rougon-Macquart“, „Doktor Pascal“, ist eines der persönlichsten Bücher Zolas, und aus den Zügen des Helden leuchtet uns das Antlitz des Dichters entgegen. Die Szene, in welcher der altgewordene Arzt seiner Nichte und späteren Geliebten Klotilde den Stammbaum und die Geschichte der „Rougon-Macquart“ enthüllt, hat symbolische Bedeutung. Der Forscher hat nichts zu verleugnen, und aus den Schicksalen der Familie, die doch in alle Tiefen und Gemeinheiten der menschlichen Natur führen, liest er, seltsamerweise, nichts anderes heraus als die wohltätige Wirksamkeit der allesheilenden Natur, die zuletzt den Menschen keine andere Weisung erteile, als zu leben und zu lieben. Hinter dem altgewordenen Romandichter wird mit einen Male das Gesicht des Ahnherrn und ersten Romantikers Rousseau sichtbar. Der grämliche Pessimist wandelt sich auf der Höhe seines Daseins in den Idyllendichter, der aus dem unerschütterlich gebliebenen Glauben an die Wissenschaft die Rechtfertigung seiner Weltanschauung schöpft und sich als der Verkünder einer einfachen, allen zugänglichen Heilsbotschaft fühlt.

EIN GEDICHT VON RUDOLF G. BINDING

Nun stehn die Hirsche still auf dunklen Schneisen,
die Löwen stehen still im Felsentor;
nun schweigen Nachtigallen ihrer Weisen,
und Sterne, Sterne hören auf zu kreisen,
und aus den Sonnen tritt kein Tag hervor.

In gleiche Nacht sind wir nun eingetaucht,
in gleichen Tag und wieder Tag und Nacht,
ein gleiches Sterben hat uns angehaucht,
zwei Leben sind im Augenblick verraucht,
und gleiches Wissen hat uns stumm gemacht.

Es ist, als ob die Welt sanft von uns wich –
Die Löwen stehen still im Felsentor.
Die Zeit versank, und Sein in Sein verblich,
und alles starb, als du und ich
und ich und du sich Glut in Glut verlor.

JAKOB KNEIP: ZWEI GEDICHTE

Denkst du daheim an den Pappelwasen,
Wo wir sommernachts in der Türe saßen?
An der Hecke spielten Johannisfunken,
In den Kellermauern glucksten die Unken:
        Denkst du daran,
        Liebe Hanna?

Und dann kam aus den Dörfern allen
Licht bei Licht! – Bald sahen wir

Am Himmel – flitz – ein Sternlein fallen.
Nachtfalter schwärmten durch die Tür:
Denkst du daran,
Liebe Hanna?

Und sieh! Aus allen Winkeln her:
Schon hüpfts und hopsts – und schwillt zum Meer;
Mit tausend Augen glühts heraus:
Es naht, es naht! – –
fort! husch – ins Haus!
Denkst du daran,
Liebe Hanna?

*

War das ein Traum
Durch die dunkle Winternacht? –

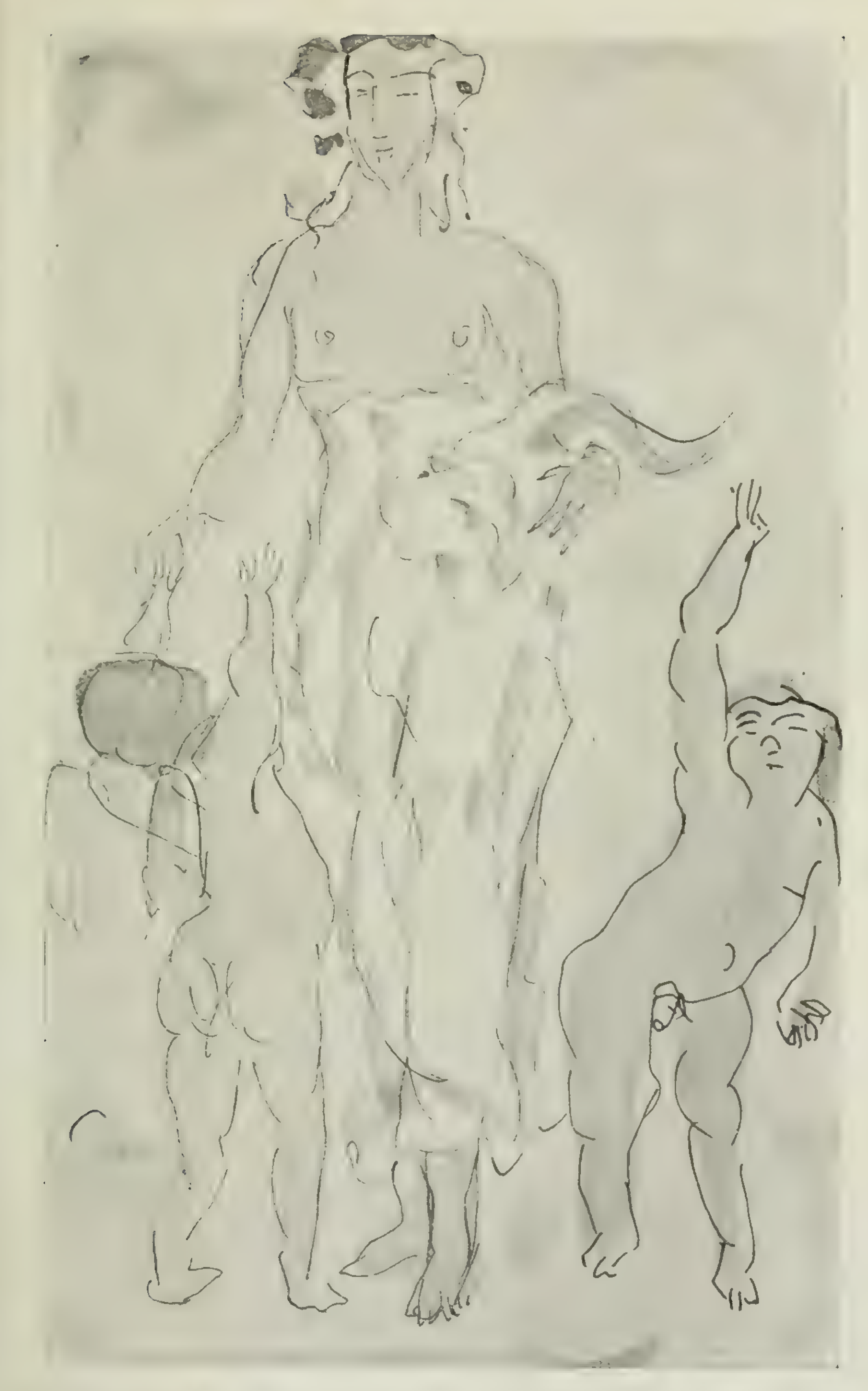
Alles im Haus zur Ruh!
Die Läden sind zu.
Der Wind johlt im Kamin,
Und über die Laien am Wetterdach
Läuft es: Klipp, klapp – klipp, klapp – jach
Wie eine Katze hin.
Und der Schnee stäubt gegen die Läden an
Und knistert;
Und öfter ist es dann,
Als ob es flüstert,
Als sei im Schnee ein Kommen, ein Gehn
– – – Und wieder Schweigen –
. . . Grausiges . . .
. . . Was ists, was ists?
Leise hat ein Hund gekläfft.

Gedämpft ging eine Tür –
O Gott, ich hör . . . man betet hier?
– – – Man betet hier!
Mir ist, als sollt die Eine fehlen . . .
– Der Wind heult laut um das Gehöft. –
Da – wieder hat der Hund gekläfft –
Mir graut – –
Mir graut – – Mutter?
Mutter?
Und drinnen betet man jetzt laut:
„Herr, gib ihr die ewige Ruh . . .“

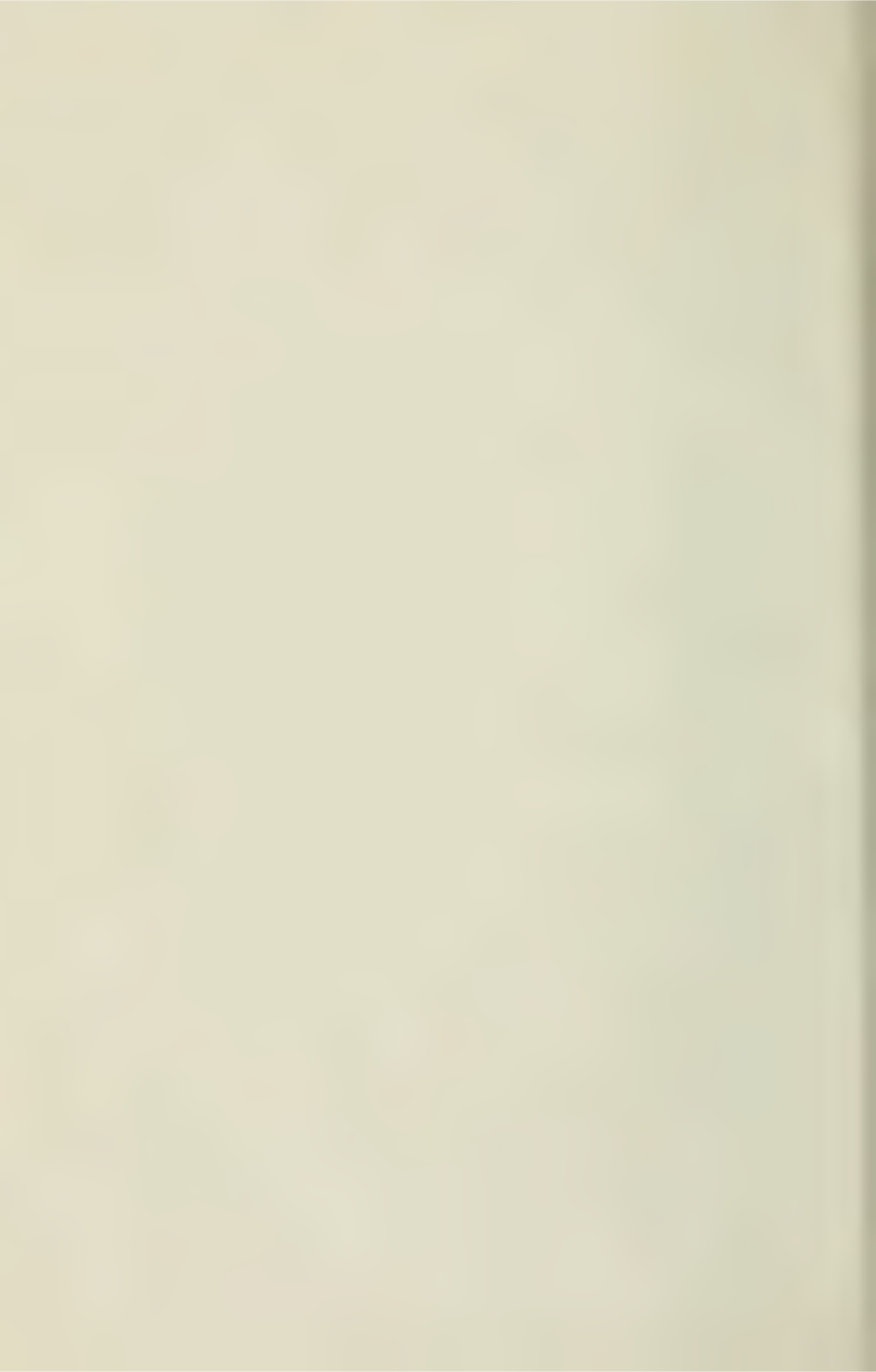
FERRUCCIO BUSONI: AUS DEM „ENTWURF EINER NEUEN ÄSTHETIK DER TONKUNST“

Frei ist die Tonkunst geboren und frei zu werden ihre Bestimmung. Sie wird der vollständigste aller Naturwiderscheine werden durch die Ungebundenheit ihrer Unmaterialität. Selbst das dichterische Wort steht ihr an Unkörperlichkeit nach; sie kann sich zusammenballen und kann auseinanderfließen, die regloseste Ruhe und das lebhafteste Stürmen sein; sie hat die höchsten Höhen, die Menschen wahrnehmbar sind – welche andere Kunst hat das? –, und ihre Empfindung trifft die menschliche Brust mit jener Intensität, die vom „Begriffe“ unabhängig ist.

Sie gibt ein Temperament wieder, ohne es zu beschreiben, mit der Beweglichkeit der Seele, mit der Lebendigkeit der aufeinanderfolgenden Momente; dort, wo der Maler oder der Bildhauer nur eine Seite oder einen Augenblick,



Götz Freiherr von Seckendorff / Zeichnung zu Molières Psyche



eine „Situation“ darstellen kann und der Dichter ein Temperament und dessen Regungen mühsam durch angereihte Worte mitteilt.

Darum sind Darstellung und Beschreibung nicht das Wesen der Tonkunst; somit sprechen wir die Ablehnung der Programmusik aus und gelangen zu der Frage nach den Zielen der Tonkunst. –

Absolute Musik! Was die Gesetzgeber darunter meinen, ist vielleicht das Entfernteste vom Absoluten in der Musik. „Absolute Musik“ ist ein Formenspiel ohne dichterisches Programm, wobei die Form die wichtigste Rolle abgibt. Aber gerade die Form steht der absoluten Musik entgegengesetzt, die doch den göttlichen Vorzug erhielt zu schweben und von den Bedingungen der Materie frei zu sein. Auf dem Bilde endet die Darstellung eines Sonnenunterganges mit dem Rahmen; die unbegrenzte Naturerscheinung erhält eine viereckige Abgrenzung; die einmal gewählte Zeichnung der Wolke steht für immer unveränderlich da. Die Musik kann sich erhellen, sich verdunkeln, sich verschieben und endlich verhauchen wie die Himmelserscheinung selbst, und der Instinkt bestimmt den schaffenden Musiker, diejenigen Töne zu verwenden, die in dem Innern des Menschen auf dieselbe Taste drücken und denselben Widerhall erwecken, wie die Vorgänge in der Natur.

Absolute Musik ist dagegen etwas ganz Nüchternes, welches an geordnet aufgestellte Notenpulte erinnert, an Verhältnis von Tonika und Dominante, an Durchführungen und Kodas.

Da höre ich den zweiten Geiger, wie er sich eine Quart

tiefer abmüht, den gewandteren ersten nachzuahmen, höre einen unnötigen Kampf auskämpfen, um dahin zu gelangen, wo man schon am Anfang stand. Diese Musik sollte vielmehr die architektonische heißen, oder die symmetrische, oder die eingeteilte, und sie stammt daher, daß einzelne Tondichter ihren Geist und ihre Empfindung in eine solche Form gossen, weil es ihnen oder der Zeit am nächsten lag. Die Gesetzgeber haben Geist, Empfindung, die Individualität jener Tonsetzer und ihre Zeit mit der symmetrischen Musik identifiziert und schließlich – da sie weder den Geist, noch die Empfindung, noch die Zeit wiedergebären konnten – die Form als Symbol behalten und sie zum Schild, zur Glaubenslehre erhoben. Die Tondichter suchten und fanden diese Form als das geeignetste Mittel, ihre Gedanken mitzuteilen; sie entschwebten – und die Gesetzgeber entdecken und verwahren Euphorions auf der Erde zurückgebliebene Gewänder:

„Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich ist verschwunden,
Doch ist mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu stiften Gold- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg ich wenigstens das Kleid.“

Ists nicht eigentümlich, daß man vom Komponisten in allem Originalität fordert und daß man sie ihm in der Form verbietet? Was Wunder, daß man ihn – wenn er wirklich originell wird — der Formlosigkeit anklagt. Mozart! den Sucher und den Finder, den großen Menschen mit dem kindlichen Herzen, ihn staunen wir an, an ihm hängen wir;

nicht aber an seiner Tonika und Dominante, seinen Durchführungen und Kodas.

Solche Befreiungslust erfüllte einen Beethoven, den romantischen Revolutionsmenschen, daß er einen kleinen Schritt in der Zurückführung der Musik zu ihrer höheren Natur aufstieg; einen kleinen Schritt in der großen Aufgabe, einen großen Schritt in seinem eigenen Weg. Die ganz absolute Musik hat er nicht erreicht, aber in einzelnen Augenblicken geahnt, wie in der Introduktion zur Fuge der Hammerklavier-Sonate. Überhaupt kamen die Tondichter in den vorbereitenden und vermittelnden Sätzen (Vorspielen und Übergängen) der wahren Natur der Musik am nächsten, wo sie glaubten, die symmetrischen Verhältnisse außer acht lassen zu dürfen und selbst unbewußt frei aufzuatmen schienen. Selbst einen so viel kleineren Schumann ergreift an solchen Stellen etwas von dem Unbegrenzten dieser Pan-Kunst – man denke an die Überleitung zum letzten Satze der D-Moll-Sinfonie –, und Gleiches kann man von Brahms und der Introduktion zum Finale seiner ersten Sinfonie behaupten.

Aber sobald sie die Schwelle des Hauptsatzes beschreiten, wird ihre Haltung steif und konventionell wie die eines Mannes, der in ein Amtszimmer tritt.

Neben Beethoven ist Bach der „Urmusik“ am verwandtesten. Seine Orgelphantasien (und nicht die Fugen) haben unzweifelhaft einen starken Zug von Landschaftlichem (dem Architektonisch Entgegenstehenden), von Eingebungen, die man „Mensch und Natur“ überschreiben

möchte; bei ihm gestaltet es sich am unbefangensten, weil er noch über seine Vorgänger hinwegschritt – (wenn er sie auch bewunderte und sogar benutzte) – und weil ihm die noch junge Errungenschaft der temperierten Stimmung vorläufig unendlich neue Möglichkeiten erstehen ließ.

Darum sind Bach und Beethoven als ein Anfang aufzufassen und nicht als unzuübertreffende Abgeschlossenheiten. Unübertrefflich werden wahrscheinlich ihr Geist und ihre Empfindung bleiben; und das bestätigt wiederum das zu Beginn dieser Zeilen Gesagte. Nämlich, daß die Empfindung und der Geist durch den Wechsel der Zeiten an Wert nichts einbüßen, und daß derjenige, der ihre höchsten Höhen ersteigt, jederzeit über der Menge ragen wird.

Was noch überstiegen werden soll, ist ihre Ausdrucksform und ihre Freiheit. Wagner, ein germanischer Riese, der im Orchesterklang den irdischen Horizont streifte, der die Ausdrucksform zwar steigerte, aber in ein System brachte (Musikdrama, Deklamation, Leitmotiv), ist durch die selbstgeschaffenen Grenzen nicht weiter steigerungsfähig. Seine Kategorie beginnt und endet mit ihm selbst; vorerst weil er sie zur höchsten Vollendung, zu einer Abrundung brachte; sodann, weil die selbstgestellte Aufgabe derart war, daß sie von einem Menschen allein bewältigt werden konnte. „Er gibt uns zugleich mit dem Problem auch die Lösung“, wie ich einmal von Mozart sagte. Die Wege, die uns Beethoven eröffnet, können nur von Generationen zurückgelegt werden. Sie mögen – wie alles im Weltsystem – nur einen Kreis bilden; dieser ist aber von solchen Dimensionen, daß der Teil, den wir von ihm sehen,

uns als gerade Linie erscheint. Wagners Kreis überblicken wir vollständig. – Ein Kreis im großen Kreise. –

Der Name Wagner führt zur Programmusik zurück. Sie ist als ein Gegensatz zu der sogenannten „absoluten“ Musik aufgestellt worden, und die Begriffe haben sich so verhärtet, daß selbst die Verständigen sich an den einen oder an den anderen Glauben halten, ohne eine dritte, außer und über den beiden liegende Möglichkeit anzunehmen. In Wirklichkeit ist die Programmusik ebenso einseitig und begrenzt wie das als absolute Musik verkündete, von Hanslick verherrlichte Klang-Tapetenmuster. Anstatt architektonischer und symmetrischer Formeln, anstatt der Tonika- und Dominantverhältnisse hat sie das bindende dichterische, zuweilen gar philosophische Programm als wie eine Schiene sich angeschnürt. –

Jedes Motiv – so will es mir scheinen – enthält wie ein Samen seinen Trieb in sich. Verschiedene Pflanzensamen treiben verschiedene Pflanzenarten, an Form, Blättern, Blüten, Früchten, Wuchs und Farben voneinander abweichend.

Selbst eine und dieselbe Pflanzengattung wächst an Ausdehnung, Gestalt und Kraft, in jedem Exemplar selbständig geartet. So liegt in jedem Motiv schon seine vollgereifte Form vorbestimmt; jedes einzelne muß sich anders entfalten, doch jedes folgt darin der Notwendigkeit der ewigen Harmonie. Diese Form bleibt unzerstörbar, doch niemals sich gleich. –

Das Klangmotiv des programmusikalischen Werkes birgt die nämlichen Bedingungen in sich; es muß aber – schon bei seiner nächsten Entwicklungsphase – sich nicht nach dem

eigenen Gesetz, sondern nach dem des „Programmes“ formen, vielmehr „krümmen“. Dergestalt, gleich in der ersten Bildung aus dem naturgesetzlichen Wege gebracht, gelangt es schließlich zu einem ganz unerwarteten Gipfel, wohin nicht seine Organisation, sondern das Programm, die Handlung, die philosophische Idee vorsätzlich es geführt.

Fürwahr, eine begrenzte, primitive Kunst! Gewiß gibt es nicht mißzudeutende, tonmalende Ausdrücke – (sie haben die Veranlassung zu dem ganzen Prinzip gegeben) –, aber es sind wenige und kleine Mittel, die einen ganz geringen Teil der Tonkunst ausmachen. Das wahrnehmbarste von ihnen, die Erniedrigung des Klanges zu Schall, bei Nachahmung von Naturgeräuschen: das Rollen des Donners, das Rauschen der Bäume und die Tierlaute; und schon weniger wahrnehmbar, symbolisch, die dem Gesichtssinn entnommenen Nachbildungen, wie Blitzesleuchten, Sprungbewegungen, Vogelflug; nur durch Übertragung des reflektierenden Gehirns verständlich: das Trompetensignal als kriegerisches Symbol, die Schalmei als ländliches Schild, der Marschrhythmus in der Bedeutung des Schreitens, der Choral als Träger der religiösen Empfindung. Zählen wir noch das Nationalcharakteristische – Nationalinstrumente, Nationalweisen – zum vorigen, so haben wir die Rüstkammer der Programmusik erschöpfend besichtigt. Bewegung und Ruhe, Moll und Dur, Hoch und Tief in ihrer herkömmlichen Bedeutung ergänzen das Inventar. Das sind gut verwendbare Nebenhilfsmittel in einem großen Rahmen, aber allein genommen ebensowenig Musik, als Wachsfiguren Monumente zu nennen sind. –

Und was kann schließlich die Darstellung eines kleinen Vorganges auf Erden, der Bericht über einen ärgerlichen Nachbar – gleichviel ob in der angrenzenden Stube oder im angrenzenden Weltteile – mit jener Musik, die durch das Weltall zieht, gemeinsam haben? –

Wohl ist es der Musik gegeben, die menschlichen Gemütszustände schwingen zu lassen: Angst (Leporello), Beklemmung, Erstarkung, Ermattung (Beethovens letzte Quartette), Entschluß (Wotan), Zögern, Niedergeschlagenheit, Ermunterung, Härte, Weichheit, Aufregung, Beruhigung, das Überraschende, das Erwartungsvolle und mehr; ebenso den inneren Widerklang äußerer Ereignisse, der in jenen Gemütsstimmungen enthalten ist. Nicht aber den Beweggrund jener Seelenregungen selbst: nicht die Freude über eine beseitigte Gefahr, nicht die Gefahr oder die Art der Gefahr, welche die Angst hervorruft; wohl einen Leidenschaftszustand, aber wiederum nicht die psychische Gattung dieser Leidenschaft, ob Neid oder Eifersucht; ebenso vergeblich ist es, moralische Eigenschaften, Eitelkeit, Klugheit, in Töne umzusetzen oder gar abstrakte Begriffe, wie Wahrheit und Gerechtigkeit, durch sie aussprechen zu wollen. Könnte man denken, wie ein armer, doch zufriedener Mensch in Musik wiederzugeben wäre? Die Zufriedenheit, der seelische Teil, kann zu Musik werden; wo bleibt aber die Armut, das ethische Problem, das hier wichtig war: zwar arm, jedoch zufrieden. Das kommt daher, daß „arm" eine Form irdischer und gesellschaftlicher Zustände ist, die in der ewigen Harmonie nicht zu finden ist. Musik ist aber ein Teil des schwingenden Weltalls.

STEFAN ZWEIG: DER VERLORENE HIMMEL

EINE ELEGIE

Wohin entschwand, der mich noch gestern bestrahlte,
Der rauschende Himmel? Ein Meer, unendlich, umspülte
Er liebend und blau die zackigen Ränder der Erde,
Winde durchfurchten ihn sanft, und lächelnde Wolken
Hellten den ruhenden Ernst zu freundlichem Gruß!
Sterne entblühten ihm nachts wie weiße Zyklamen,
Und der Mond, der uralte Quell aller Träume,
Goß mir kühl aus silbern gebogener Schale
Tröstung ins Herz. Wann immer der Blick, der verwirrte,
Müde des Lands und heiß vom Antlitz der Menschen
Auf zu ihm stieg, war er begütigt empfangen:
Ewigkeit glänzte ihn an und küßte die Klage,
Die kleinliche, zärtlich fort von dem brennenden Lid.
Selig war ich. Ich glühte, ich blühte nach oben,
Aus allen Wurzeln hob ich mich hoch und verrankte
Unrast und Gier in sein beruhigtes Blau,
Lustvoll spannt ich mich aus und, selber ein Himmel,
Wölbte sich mir mit heiligen Zeichen die Brust.

Hier, wo ist er, der große, unendlich entspannte?
Zerbrochen hat ihn die Stadt, den Spiegel der Zeiten;
Scherbig zerschellt am gelben Steinbruch der Straßen,
Dünstet er über dem fahlen Qualm der Fabriken,
Gassen fenstern ihn eng zu grauen Quadraten,
Plätze schleifen ihn rund und, riesige Schrauben,
Pressen die Schorne den wölbigen flach an die Dächer.
Die Sterne erstickten im Dunst, und selten nur eilen
Wolken leichtfüßig durch seinen trüben Morast.

Lehmige Flut, gedämmt vom Felssturz der Straßen,
Schleppt er sich hin, und aufwärts spähende Blicke,
Rein sich zu baden an seiner einstigen Reinheit,
Stürzen enttäuscht zurück in das freundlose Herz.
Wem hier vertrauen, wem sich aufglühend hingeben,
Da er erblindet, der ewige Blick aller Blicke,
Wen frag ich an? Mit grellgeschminkten Plakaten
Grinsen die Wände, kreischende Lichtbilder hämmern
Sinnlose Worte wie Nägel mir tief im Gedächtnis,
Blicke brennen, Rufe harpunen nach mir.
Alles ist Schrei hier und keiner, mich schweigend zu hören,
Keiner mein Freund. Fieber sind mir die Tage,
Dumpf und gefährlich die Stunden der Nacht ohne ihn,
Den reinen Himmel des Lands, den ewigen Himmel der
Welt.

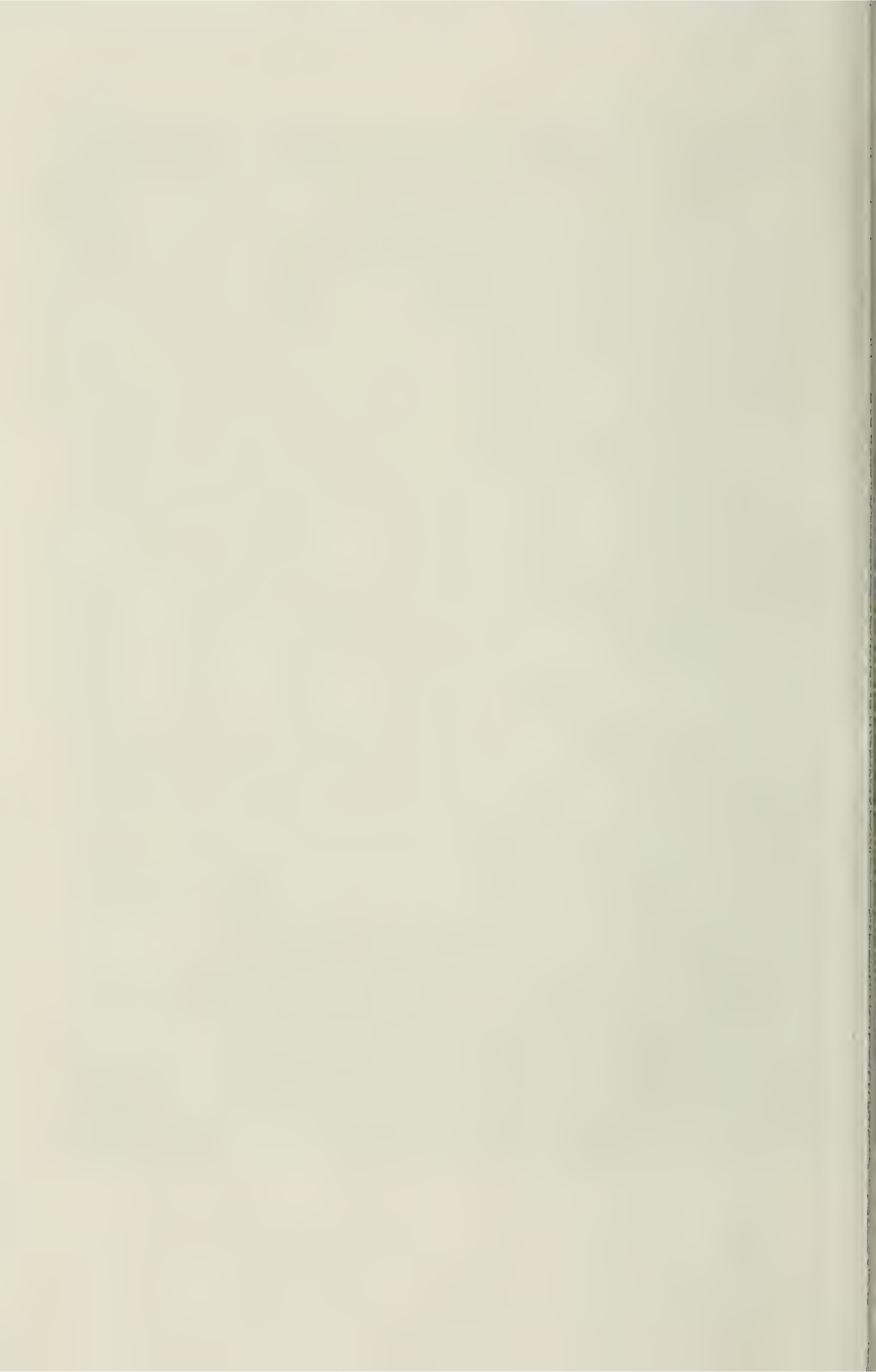
O, wie schlief ich in seiner unendlichen Wiege!
Weich umhüllte mich Nacht, und Summen von Bienen
Bestickte golden die leise tönende Stille,
Winde wiegten mich ein, die Blumen enthauchten
Weihrauch von Duft und machten die Sinne mir fromm.
Atmen hört ich das Land, und die wogenden Brüste
Der Wälder hoben und senkten sich sacht wie die meine.
Nieder fühlt ich mich gleiten vom niederen Strande
Des Tags in die tiefere Welt, und waches Besinnen
Löste sich sanft in die freundlich dunkelnde Flut.
Schwärzlich war ich umfangen. Doch unten am Grunde
Glänzten bunt und geschart die Kiesel der Träume,
Arglos nahm ich sie auf, ich rollte die hellen
Und dunkeln in eins, beseligt im kindlichen Spiele,

Bis mir wieder das Frührot, sanfter Berührung,
Aus den Fingern die leise glitzernden nahm.

Hier, hier stürz ich hinab! Ein eiserner Sarg
Umpreßt mich der Schlaf. Über ihn poltern nach schwere
Schollen von Lärm, mit klirrendem Spatenwurf schaufelt
Mich die fühllose Stadt in den Acker der vielen,
Die hier unter dem irren Kreuzgang der Straßen
Frierenden Blutes daliegen, tot und doch wach.
Immer wühlen noch Stimmen mir nach, und die Häuser
Drücken mir schmerzend mit ihren Steinen die Brust.
Nie verlösch ich hier ganz. Von Worten und Schreien
Zuck't noch Nachhall in mir, das Kreischen der Schienen
Quert meinen Schlaf, die donnernde Brandung der Wagen
Gischtet ihn an, das wüste Grölen der Trunknen,
Röcheln der Kranken, die keuchende Gier der Verliebten,
Angst und Erregung aller, die jetzt noch wach sind,
Sickert in mich und trübt mein dämmerndes Blut.
Auf hohen Türmen hocken schlaflos die Stunden
Und schlagen mit Glocken nach mir. All meine Träume
Dünsten noch Tag und haben die gierigen Blicke
Der Dirnen, die meinen Heimweg abends umstellten,
Angst und Qual von nie gekannten Gelüsten,
Denn viele sind wach noch in mir, indes ich daliege,
Und durch mein Herz stampfen unzählige Schritte,
Fremdes frißt sich mir an, und fremde Geschicke
Nisten sich frech in meinen schauernden Schlaf.
Stadt bin ich nachts, ein Traum von Menschen und Steinen,
Doch wann hör ich mich selber, wann tönt der
Seele Musik vom hohen Himmel zurück?



FRIEDRICH WASMANN / BILDNIS EINES JUNGEN MÄDCHENS



O, ich fühls, mit ihm, dem selig erhobnen,
Verlor ich mich selbst. Und mein Herz, das verwirrte,
Schlägt hier nicht eigene Stunde der Brust, sondern hämmert,
Fremd schon sich selbst, den rasenden Rhythmus der Stadt.

FELIX BRAUN: ZWEI GEDICHTE

Hölderlins Schatten an des Matthias Claudius unsterbliche Seele

Sag mir, Seele, wie kams, daß du den wilden Weg,
den uns feindlich ein Gott aufzwang zur Wanderung,
klaglos, ohne die kleinste
heimliche Träne zu Ende gingst?

Wann ich immer auf ihn prüfend den Fuß gesetzt,
o wie fühlt ich den Fels hart und wie scharf den Dorn!
Und nach wenigen Schritten
zu den Blumen sank ich ins Gras.

Aber hinauf zu sehn: Blau wie das Ionische Meer
schwoll der Himmel, in ihm glänzten die Eilande,
die hesperischen Wolken . . .
(Leise landet' mein Nachen an . . .)

O der Wind durch das Gras! Trunken von Blumenduft,
wie ich den Abend empfing! wie aus dem Herzen mir
schwebten die Sterne! und liebt ich
nicht den ruhigen Mond wie du?

Wohl, du sahst ihn im Haus, wenn du ans Fenster tratst,
leis an der Schulter rührt' dich deine Liebste, und
euch zu Füßen die Kinder
wuchsen auf in dem deutschen Jahr.

So wie du ist der Tag: kommend aus Ewigkeit,
ein bescheidener Knecht, gerne erleuchtet er
seine Stunden und weiß nicht,
wann das Licht aus der Hand ihm fällt.

Bäume im Vorherbst

Anders scheinet ihr nun, Bäume des Vorherbsttags,
wie als kehrte in euch festlich die Göttin heim.
Tiefer dunkelt das Grün und
schmerzlich blinkt das ergilbte Blatt.

Euer Rauschen, wie tönts! Jüngst in der Dämmerung
meiner Linde Gesang hört ich erschauernd zu.
Von zerrissenen Lauten
kam und schwand mir ein goldner Sinn.

Aber einst in der Nacht, wenn das Gewitter hängt
und ein einzelner Stern silbern am Wolkrand wacht,
werd' ich es schauen, das Antlitz,
wetterleuchtend, in laubigem Schlaf.

ZWEI BRIEFE VON NIETZSCHE AN OVERBECK

[Steinabad, August 1875.]

Mein lieber Freund Overbeck, es giebt doch jedesmal, wenn jetzt ein Bayreuther Brief an mich ankommt, einen halbstündigen Krampf, immer ist mir's, als ob ich aufspringen, alles von mir werfen und zu Euch eilen müßte! Wie die wunderbarste Versuchung höre ich oft auf meinen



Leopold Graf von Kalckreuth: Zwei Zeichnungen aus „Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen“

Spaziergängen so etwas vom „flüssigen Golde“ jenes Orchesterklanges und komme mir dann immer grenzenlos beraubt vor. Es ist meine wirkliche einzige Tröstung, Euch dabei zu wissen; es hätte so leicht kommen können, daß Keiner von uns dort wäre, ja daß wir kaum wüßten, was für ein Glück dort für uns zu finden sei. Aber erzählen wirst Du mir, obwohl ich mir schon jetzt sehr albern mit meinen Fragen „wie klang denn das? und das?“ vorkomme.

Mit meiner Kur habe ich einige cura, es sei *zunächst* nicht viel dabei herausgekommen. Indessen habe ich wenigstens für eine fernerhin einzuhaltende Diät Gutes und Ersprießliches gelernt und einen einsichtsvollen Arzt kennen gelernt, der auf dem medizinischen Bereiche Revolutionär ist und an Stelle der Receptir-Bücher ein wissenschaftlich begründetes *Kochbuch* für die Hausküche stellt — ein ebenso einfacher als schwierig zu findender Gedanke, scheint mir.

Ich war immer für mich und gewann es nur selten über mich, irgend welche gemeinsame Spaziergänge zu machen. Doch habe ich die größte Brauerei Deutschlands, das Rothhaus im Schwarzwald, mit tiefen Granitfelsenkellern, besichtet, auch der Schweinezucht und Käserei Aufmerksamkeit geschenkt.

Unsern Freund Gersdorff ersuche ich herzlich, die beiliegenden Briefe zu adressiren, was vermittelst einer Nachfrage bei Frau Wagner möglich ist. Der eine ist an Frl. von Meysenbug, der andere an Ms. Schuré in Paris. Ich dachte diese Namen unter den Fremden und Gästen vorzufinden. Die Briefe sind zu lesen, wenn Ihr Lust habt. In den nächsten Tagen reise ich nach Hause, meine gute

Schwester hat inzwischen meine Häuslichkeit eingerichtet und erwartet mich.

Allen Betrübten Linderung, allen Hoffenden Bestätigung von Herzen wünschend

treulich der Deinige *F. N.*

Nizza den 3. Februar 1888

Lieber Freund,

... Auch ich bin sehr in Thätigkeit; und die Umrisse der ohne allen Zweifel ungeheuren Aufgabe, die jetzt vor mir steht, steigen immer deutlicher aus dem Nebel heraus. Es gab düstere Stunden, es gab ganze Tage u. Nächte inzwischen, wo ich nicht mehr wußte, wie leben und wo mich eine schwarze Verzweiflung ergriff, wie ich sie bisher noch nicht erlebt habe. Trotzdem weiß ich, daß ich weder rückwärts, noch rechts, noch links weg entschlüpfen kann: ich habe gar keine *Wahl. Diese* Logik hält mich jetzt allein aufrecht: von allen andern Seiten aus betrachtet ist mein Zustand unhaltbar und schmerzhaft bis zur Tortur. Meine letzte Schrift verrät etwas davon: in einem Zustande eines bis zum Springen gespannten Bogens thut einem jeder Affekt wohl, gesetzt, daß er gewaltsam ist. Man soll jetzt nicht von mir „schöne Sachen“ erwarten: so wenig man einem leidenden und verhungernden Thiere zumuthen soll, daß es mit *Anmuth* seine Beute zerreißt. Der jahrelange Mangel einer wirklich erquickenden u. heilenden *menschlichen* Liebe, die absurde Vereinsamung, die es mit sich bringt, daß fast jeder Rest von Zusammenhang mit Menschen nur eine Ursache von Verwundungen

wird: das Alles ist vom Schlimmsten und hat nur Ein Recht für sich, das Recht, nothwendig zu sein ...

Mit besten Wünschen für Dich und Deine liebe Frau

Dein *N.*

ERNST HARDT: GESPRÄCH IN DER NACHT

Was zuckst du, mein Herz, in der tiefen Nacht
Wie ein Vogel im Nest, der träumend wacht?

„Die Nacht ist seltsam . . . was störst du mich!"
Mein träumender Vogel, hab acht auf dich!

„Die Nacht ist voll Gold! Laubdüfte wehn!"
Schlafe, mein Vogel, sonst ist es geschehn!

„So hör doch! Dort hinten . . .! Dort geht etwas!"
Ein Tier nur gleitet durchs feuchte Gras!

„Doch der Busch am Wege, rosig umwallt,
Der Busch am Weg hat liebe Gestalt!

Jetzt flattert sein Haar!" Dort rinnet der Bach,
Ihm schleppen wohl Zweige im Wasser nach.

„Und hörst du nicht weinen? Gar wunden Klang?"
Fern ... schluchzt einer Eule Liebesgesang.

„Doch im Mond dort die Erle ... [Gott steh mir bei!!]
Winkt mit dem Arm, als ob *Sie* es sei!"

Mein Vogel, mein Vogel, so schlafe doch ein!
Sie . . . kann *nie wieder* . . . bei uns sein.

JOSEF WINCKLER: DIE WANDLUNG

Einst, eine Stunde stieg aus Leidenschaft,
Da schrie Verzückung meine Jugendkraft:
Mir, Gott, gabst du den Rausch der Tat,
Dem einzigen Menschen in dieser großen Stadt,
Sieh alles Volk wogende Straßen gehn –
Vor mir muß alles Volk verwehn,
Denn ich bin erwählt, begnadet, zu gestalten!
Auftobt mein Herz voll schöpfrischen Gewalten!
Ich leuchte aus der Dunkelheit
Wie eine Tafel meiner Zeit!

Doch höher schwoll die Menge um mich an,
Ein riesengroß Gesicht flammte mich schreckherrlich an:
Wehe! Keinen blind der Genius küßt –
Du bist durch uns nur, was du bist!
Schuld – Schicksal – Lust – Qual
Rast viel wilder als dein armes Bacchanal;
Deine Inbrunst streichelt und stammelt hilflos wie ein Kind
Um die eherne Lippe der gewaltigen Zeit ...
Alle, die von Gott gezeichnet sind,
Taumeln um die Grenzen der Verworfenheit!
Bald kommt der Tag, und du wirst Volk, Volk, nichts als Volk mehr sein! –
Zitternd schritt ich tiefer in die wogend dunkle Stadt hinein.

KARL SCHEFFLER: ITALIEN

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage (1916)

Die folgenden Blätter, mögen sie sonst gelten, was immer sie wollen, spiegeln das Ringen einer Seele wider. Ihr

Inhalt kann lebendig nur dem werden, der selber ringt, mit höchster Anspannung, und der es fühlt, daß in ihm gewissermaßen sein ganzes Volk ringt. Um Freiheit, um Selbsterkenntnis, um Schöpferkraft! Es geht darin um die Lebensfrage: was ist deutsch? wer und was ist der Deutsche? Anstatt sich auf diese Frage leidenschaftlich zu stürzen und an der Hand des hier beigebrachten Materials zu erörtern, ob wir dauernd die romanische Kulturwelt mit dem Nachklang des Griechischen darin nicht entbehren können, ob wir ein für allemal bestimmt sind, dualistisch zu leben, anstatt rücksichtslos das Wesen unserer eigenen gestaltenden Fähigkeit zu untersuchen und zu fragen, ob es wahr ist, daß wir in ein falsches, in ein zu nördliches Klima verschlagen worden sind, daß eine Sehnsucht nach südlicher Schönheit nie von uns weichen wird, und daß es unser Schicksal ist, immerdar zu werden und niemals zu sein — anstatt das Buch zum Ausgangspunkt einer noch viel radikaleren Gedankenarbeit und einer monumentalen Selbstkritik zu machen, ist immer wieder mein „Mut" hervorgehoben worden. Dieses hat mich, wenn ich es las oder hörte, schamrot gemacht. Wie? dieselben Deutschen, die höchsten psychischen und seelischen Mut in dem schwersten Kriege, den sie jemals gekämpft haben, entwickeln, die dem Feind entgegentreten, wo sie ihn finden, und die ihn besiegen, wo er sich ihnen stellt, dieselben Deutschen, deren Schlachtenmut eine Welt von Feinden zu widerwilliger Bewunderung zwingt, denen der Soldatenmut etwas Moralisches ist, das sich von selbst versteht, und die alle irgendwie Soldaten sind, halten es für etwas Besonderes, für etwas Anmerkenswertes, wenn starke Empfindungen unzweideutig

ausgesprochen werden? Diesem Protestantenvolk erscheint jener geistige Mut, den einer der größten Deutschen ein für allemal in die lapidaren Worte gefaßt hat: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ wie ein Ausnahmezustand, auf den hingewiesen zu werden verdient? Das ist schlimm. Es ist ein Zeichen dafür, daß wir geistig noch kein Herrenvolk sind, daß uns das Dienende tief noch im Geblüt steckt. Die Sprache, die auf den folgenden Blättern geführt wird, ist nur darum leidenschaftlich, weil sie sich instinktiv gegen diese allgemeine deutsche Mutlosigkeit in den Fragen einer höheren geistigen Kultur richtet, ja, sie ist stellenweis heftig, weil – um alles zu sagen – in mir selbst diese vererbte Mutlosigkeit zu besiegen war. Wäre ich ganz selbstgewiß, ganz sicher gewesen, so wäre das Buch ruhiger geraten. Der „Mut“ gibt sich zu absichtsvoll, als daß nicht deutlich würde: es soll eine Unsicherheit überwunden werden. Wir alle saugen diese geistige Unsicherheit ja mit der Muttermilch schon ein. Aus der Ungewißheit aber wächst die Sehnsucht nach Sicherheit, nach geistiger Selbstherrlichkeit empor. Und aus der Sehnsucht geht schließlich ein revolutionärer Idealismus hervor. Lest nicht über dieses Wort hinweg und denkt „mutig“ den Gedanken zu Ende: vielleicht ist der vielgerühmte deutsche Idealismus nur ein Notprodukt, vielleicht ist er mehr ein Beweis von Schwäche als von Kraft. Er ist wahrscheinlich das Werkzeug einer Schwäche, die, in einem schon Jahrhunderte währenden Kampf, Kraft werden möchte. Keinem europäischen Volk sind von Anbeginn schöpferische Eigenart, Selbstbeschränkung und Eindeutigkeit des Willens schwerer gemacht worden als dem deutschen Volk. Die

Ursachen sind mannigfaltig, sie sind ethnischer, geographischer und politischer Natur. Ebendarum brauchte der Deutsche von je eine Idee des Höchsten, um den leicht zersplitternden Kräften etwas Einigendes entgegenstellen zu können. Das ist sein Idealismus. Aus der großen Not seiner Existenz heraus ist der Deutsche Idealist. Er wird es um so weniger zu sein brauchen, je mehr die innere Zersplitterung nachläßt. Bringt dieser Krieg eine endgültige innere, eine geistige Einigung, so wird der abstrakte Idealismus sich in ruhige schöpferische Kraft, in genialen Sachsinn auch im Kulturellen verwandeln; es wird von selbst Gewißheit zu dem Deutschen kommen, und Erlebnisse, Erschütterungen, wie die auf diesen Blättern geschilderten, werden ausbleiben. Bis dahin ist aber noch ein weiter, mühevoller Weg.

Denn es ist der Weg zu einer neuen Unbefangenheit, zu einer ganz naiven Selbstherrlichkeit. Unsere Kunstgelehrten erzählen uns, die Italiener der Renaissance hätten die Gotik gehaßt und als barbarisch verachtet, und sie fügen hinzu, nur diese stolze Einseitigkeit hätte sie befähigt, in so hohem Maße schöpferisch zu werden. Ich bin denen, die ganz richtig so sprechen, mit der Forderung entgegengetreten, die Deutschen sollten ebenso verfahren, sie sollten handeln, wie die Italiener der Renaissance handeln würden, wenn sie heute lebten und in unserer Lage wären. Die Antwort ist ein Schrei der Entrüstung gewesen. Das Recht, das anderen Völkern also willig zuerkannt wird, das wird dem eigenen versagt. Aus einem Bedenken der „historischen Gerechtigkeit“ und aus dem Geisteszwange der „allgemeinen Bildung“ heraus. Wir sind Knechte der

Historie geworden, haben die Kenntnis der Kulturgeschichte an die Stelle der Kulturkraft gestellt und das Leben unter die Diktatur des Wissens. Kurz nach dem Kriege von 1870 hat Nietzsche den Deutschen bereits die ungeheuren Gefahren einer unsinnlichen Bildungskultur gezeigt in seiner Abhandlung „vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Er ist kaum gehört worden. In seiner Schrift stehen Sätze wie diese: „Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was andere glücklich macht . . . Zu allem Handeln gehört Vergessen: wie zum Leben alles Organischen nicht nur Licht, sondern auch Dunkel gehört. Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur. Um den Grad und durch ihn dann die Grenze zu bestimmen, an der das Vergangene vergessen werden muß, wenn es nicht zum Totengräber des Gegenwärtigen werden soll, müßte man genau wissen, wie groß die plastische Kraft eines Menschen, eines Volkes, einer Kultur ist.“

Dieses ist die Frage, die fortgesetzt erörtert werden sollte: wie groß ist die plastische Kraft der Deutschen und welches ist ihr eingeborener Charakter? Darum dreht sich alles. Auch das Erlebnis, dem dieses Buch das Dasein verdankt, handelt davon. Die Kritik aber hat sich damit nicht beschäftigt. Es sind Kunstgelehrte dahergekommen, die

sechsunddreißigmal in Italien gewesen sind und die mit einigem Mitleid auf den Neuling herabblicken, Gelehrte, die ein tüchtiges Spezialwissen und einen begründeten Ruf ihr eigen nennen; in den Worten aber, womit sie dieses Buch ablehnen, ist zugleich eine so groteske Unfähigkeit, Kunstwerke zu werten und gut von schlecht zu unterscheiden, zutage getreten, daß es klar wird: diese Vertreter der historischen Betrachtungsweise, diese „Humanisten", diese „genauen Kenner Italiens" stehen dem, was Nietzsche die „plastische Kraft" des Deutschen nennt, ratlos und blind gegenüber. Sie sind gründlich in ihrer Gelehrtenarbeit; unser Leben aber helfen sie, wenn sie agitatorisch eingreifen, in aller Unschuld, immer ärger banalisieren. Freunde sind sodann kritisch hervorgetreten, die sich Mühe gegeben haben, das Buch mit „trotz alledem", „freilich und immerhin" zu entschuldigen. Als handle es sich um eine Verirrung. Ihre Stimmen sind aber untergegangen in dem lauten Lob, das von einer dritten Seite endlich gekommen ist. Diesen freudig Zustimmenden, die das Buch alle etwas sensationell aufgefaßt haben, ist noch ein besonders ernstes Wort zu sagen. Sie stammen zu großen Teilen aus dem Lager derer, die jetzt, im Krieg, die Losung des Buches: Los von der Renaissance! aufgenommen und zu einem: Los von Italien! erweitert haben. Durch sie ist eine Diskussion in die Presse gekommen, ob die Deutschen nach dem Kriege Italien wie bisher besuchen oder ob sie das Land unserer Mignon-Sehnsucht meiden sollen. Diese Debatte trägt politischen Charakter. Auch ihr kommt es nicht auf die „plastische Kraft" des Deutschen an. Und darum ist sie nicht fördernd, sondern schädlich. So heilig

ich überzeugt bin, daß dem Deutschen sein Höchstes nur gelingt, wenn frei die großen gotischen Instinkte in ihm walten, wie sehr ich neuen Schöpfungskräften in Deutschland nur vertraue, wenn es gelingt, den alten Dualismus zu überwinden, so bestimmt glaube ich doch, daß es eine doppelte Verarmung bedeuten würde, wenn Italien nun in die Acht erklärt würde, weil ein Rachegefühl dazu treibt. Die Folge wäre ein kultureller Nationalismus engherziger Art. Es gilt nicht, das Land Italien und seine Kultur äußerlich abzutun, sondern sie innerlich zu überwinden. Los von Italien! oder richtiger: Los von der Renaissance! darf nur rufen, wer in seinem Innern den Willen zu etwas gleich Hohem oder zu Höherem noch trägt. Nur wer die große Hoffnung auf eine Wiedergeburt des gotischen Geistes in sich nährt, nur wer die romanische Kultur restlos in etwas Eigenes verwandeln kann und kühn für seines Volkes Zukunft nach den Sternen langt, nur wer monumentalisch will, in wem der Ehrgeiz brennt, die große Vergangenheit überflügelt und die Nation mit der Krone der Vollkommenheit gekrönt zu sehen, und nur, wer bei solchem Versuch die Seinen lieber rühmlich will zugrunde gehen sehen, als daß sie von den Almosen des romanischen Glanzes noch weiter zehren – nur der hat das Recht, zu rufen: Los von Italien! Über eine Kulturwelt von solcher Bedeutung, wie die des alten Italiens, darf ein schöpferischer Optimismus allein das Urteil sprechen. Der nur politisch Erregte hat dieses Recht nicht. Denn die Entscheidung richtet sich nicht mit giftiger Spitze gegen ein uns feindliches Volk, sondern sie wendet sich hart und unerbittlich gegen uns selbst. Nicht die Unwürdigkeit

der Italiener steht in Frage, sondern unsere eigene Gestaltungskraft. Es gilt fort und fort die Auffassung Schillers vom Idealismus des Deutschen, wie er sie in einem Brief an Alexander von Humboldt dargelegt hat, wahr zu machen: Idealist sein, das dürfe schließlich nur heißen, die Dinge nicht Gewalt über sich gewinnen lassen, sondern sie so zu formen, wie man sie haben wolle.

ALBERT EHRENSTEIN: ZWEI GEDICHTE

Tod des Eurylochos

Dumpf hängt Bleich-Mond ins Zimmer herein,
saugt mich aufs taumelnde Dach.
Du welkes Licht,
nicht bin ich gierig nach dem Schnee des Todes.
Hermes, ich opfere dir Polyphem,
meinen großen einäugigen Widder.
Was wirfst du meine Trunkenheit
vom First zu Boden?
Zerbrechlich ist mein Rückgrat.
Hab ich dazu euch Göttern
den Körper fromm genährt,
daß schon die heimliche Quelle
meines Blutes blutet?
Es ist nur Wein.

Im tiefen Wald,
im blassen Tal
seufzt die Seele
noch einmal.

Julian

Sonne, goldener Diskos des Titanen Helios!
Helios, der du, knietief watend im grauen Weltall,
schleuderst die goldene Scheibe!
Kletterte ich nicht an des Gebets Mastbaum
nach fernem Himmel,
weinte ich nicht, und waren die Tränen
dir nicht gehorsam?
Opfernd vergoß ich mein Blut,
den trostlosen, rotschluchzenden Mohn.
Licht, betend starrt' ich dich an,
bis im gelben Sonnengespinst die Augen starben.
Nun entsinkt nicht silberner Punkt,
Zitterlicht keines Sternes der Nacht.
Aus zermorschtem, wipfellosem, erdarmem Stamm
streckt mich ein Ast
auf verfaulter, taufrierender Rinde:
des kahlen Holzes letztes, herbstverlorenes Blatt.

JOHANNES R. BECHER: VIER GEDICHTE

Der Baum

Wie saugst du aufgerauscht der Himmel Meere
Mit Ast-Antennen in die Böden ein.
Der Blätter Zungen in den Lüften schreien:
Da müssen Mensch und Tiere heimwärtskehren,

Sich dicht versammelnd unter dir als Gast.
Auch ankern Berge rings, und Flüsse schwenken
Gleich Schlangen dich umzüngelnd silberloh.

Nun teilst du aus dich ganz in Fruchtgeschenken.
Gewitter magischer Vögel tönen wo.
Wie ein Gestirn grünest im Raum du fast.

Zerdolchter Stamm! Von Blitzen quer durchschlagen,
Der grausesten Zeit gesteinigter Prophet.
Es fetzt der Rinde Haut. Zerkerbt. Gespickt mit Beulen.
Blut gießt aus Löchern dick. Doch – hah Triumph –
jetzt ragest
Du zitternd kaum gen das Gewölb als Säule.

Die Menschen dürfen heut den Frieden reden,
Daß Tiere schmiegen denen, lächelnd gut.
Du träufst, o Baum, von Paradies auf jeden.
Ja, Tote steigen ... glänzend ... ausgeruht ...

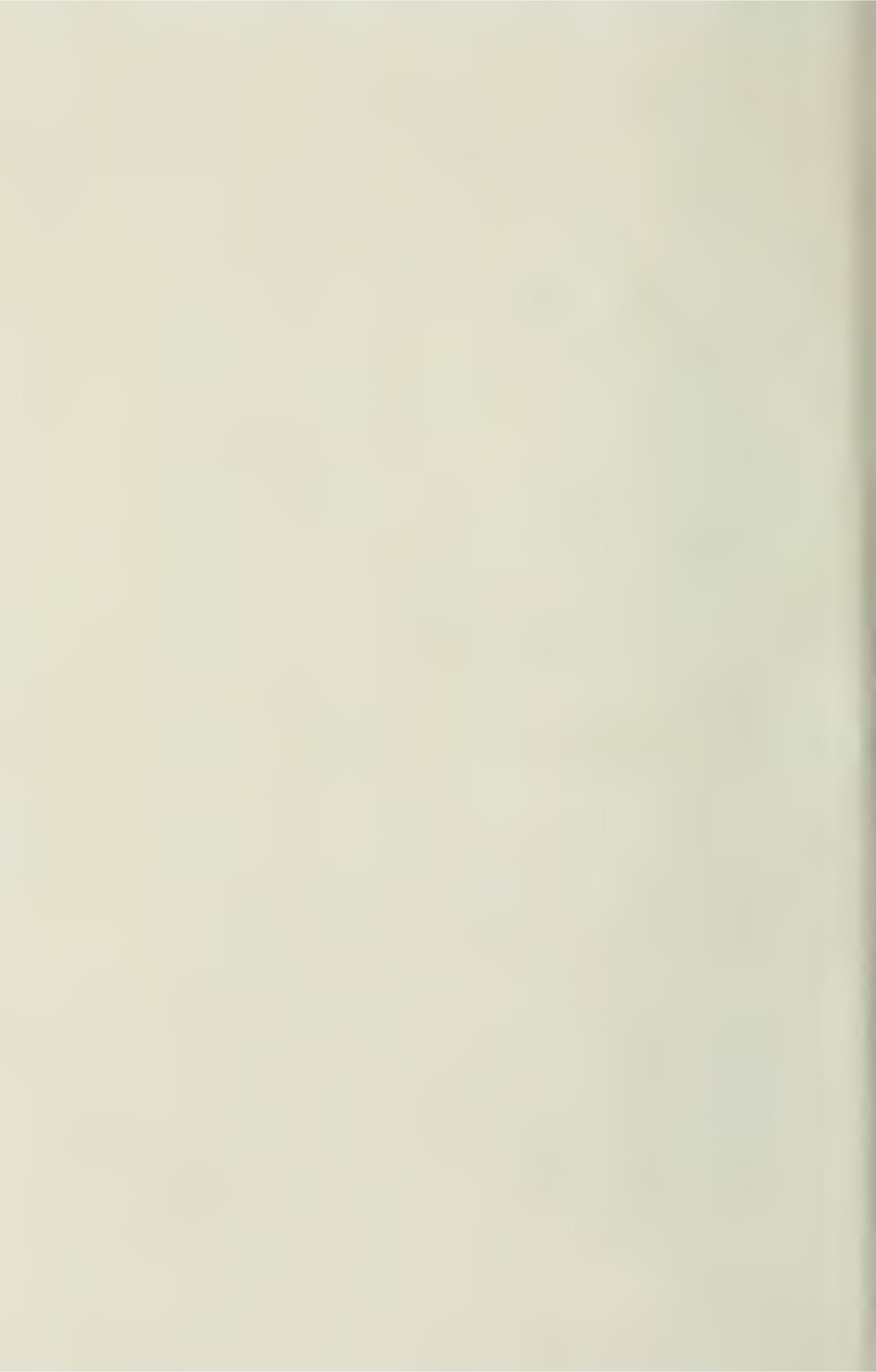
Wie können sie sich hier zusammenfinden!
Du schwebst als Hand, die schirmt. So Netz wie Dach.
Du stürzt – der jubelt laut – den Turm der Winde.
Maiblüte stäubt des Regens Katarakt.

Und wächst empor ... es rinnen fort die Zweige.
Die Blätter schlagen wehende Wiesen aus,
Durchsichtig gläsern. Blaueste Himmel steigen
– Herabgeschlürft – ins freiere Tempelhaus.

Du bist erfüllt, o Baum: du hörst die Brüder singend.
Als Echo strahlt ein Chor Planeten nieder.
O laß dich Mutter von den Irdischen nennen:
Die schweben hoch auf solchem Blattgefieder.
Zu trinken Gott an deinem Mund, wie brennen
Sie wild darnach. – Weit Völker schwingen!!



Albrecht Dürer / Der leidende Hiob



Mutter

„... Klar wieg ich mich auf deren höchstem Schoße.
Frühduft saugt Mund aus vollerem Ährenkleid.
O Falterwinde, zwischen Haaren kosend.
Ins Antlitz wächst die künftige Landschaft weit.

Gestellt vorm Sturm. Bekroch die steilsten Wege.
Ging unter Brücken klein mit mir zur Ruh.
Die muß zur Schlacht sich Panzer um mich legen.
Gesänge flossen tönend licht aus Wundergrott der wimpern-
kaumverrankten Augengärten zu.

In Wüsten fiel er. Ja Soldat. Verdorrter.
Schon schwebe auf, von magischem Kuß bespannt.
Sie weilt um dich. Die kennt die schlimmeren Orte.
Ich freß ein Hund aus Schale gern, Tulpenhand.

War Frevler ich, du kannst mich rührend schelten.
Wir enden hier vor Strahlenmajestät.
Wann kehr ich ein in dir?! O Ruh der Wälder —
Bestirnte du, Nächtiges übergehend.

Gleich Scharlachhügel Jener Lippen lohen.
In Wangen Tiere jauchzend eingeschmiegt.
Wie darf ich wild um deine Knöchel toben!
Geblümter Wind von solchen Hüften biegt.

Jetzt Neugeformter. In dich Eingerückter.
O Mutter, falt ins Helle unseren Sohn!
Gedichte kreisen: schmetternd aufgezückte.
Wir sammeln Völker deinem Demutthron.

Zum Postament mystischen Leibs sich scharend.
Der Fels schmilzt Taubad fort. Hier zwitschere Mai!
Auf Blitzkarossen schleimichter Gruft entfahren.
Da Städte ziehen schiefe Haufen Brands vorbei.

Wann kehr ich ein in dir?! Und Paradiese schollen!!
Du glänzest rings. Stets für den Sohn bereit.
Der schwelgt, Raum explodier!, aus Barkarolen.
Nun stäub hernieder süßeste Himmelszeit!“

Verlauf

I. Abend

Weit von Fluren zerspült,
Durchsplittert ätherigen Scheins:
Kelch, drin bitterster Tag
Mit Gestirnen sich mischt.

Presset die Früchte der Nacht:
Traum, der Geliebten Umarmung...
Süß muß der Abend sein.
Tönende Brücke im Raum.

Was aus den Plätzen aufschwillt —
Himmel eröffnen sich leicht!
Unter dem ewigen Baum
Schmiegend sich Frauen bereit.

Berge züngeln empor.
Bunter der Flüsse Gerank.
Groß im Gewölke schwebt
Zersprungene Stadt.

Stürme kämmten herab
Jäh über Meere Gebiß.
Entblättere dich, Tröster hell,
Umschling uns dein fließendes Kleid!

Abend —: Knöchel klirrt.
Fahne zerriß im Dampf.
Brüder, noch atme ich Sieg.
Ende verquollener Zeit.

Abend —: Verkündigungs-Stund.
Alle die Wege verknoten
Magisch in deinem Gesetz sich.
Küsse die tödlichen auf!

Abend —: wir legen uns Kinder
Zurück in die Wiege der Täler.
Leuchtende Grotte Azur
Wölbe sich Mutter ob uns!!!

II. Morgen

Vögel strahlen im Wind.
Auf die Äcker sprützt Licht.
Straßen klirren herauf,
Helle aus neblichter Stadt.

Weit ob Gemäuer jetzt blühn
Wehende Lilien der Sonnen.
Knallend reißt entzwei
Feuer der Schatten Gewirr.

Rasen geschliffenster Himmel.
Berge brüllen im Chor.
Wälder, flammende Zungen,
Zischen ins Bläuegefild.

Stürzet zusammen, hah dröhnt
Felsen und Boden und Urmeer.
Mählich zieht sichs hinaus
Wie Ton aus Posaunen lang.

Ordne chaotische Welt dich!
Kristallene Häupter erblinken,
Millionen Gestirne im Grünen.
Bäume wurzeln im Tier...

Und es schaukeln die Wiesen
Sanft zu den Küsten o Wald uns.
Tief in den Moosen vergangen
Zwitschern als Quellen wir hier.

Und es durchschüttert die Fleische
Schrofferes Dasein der Brüder.
Schwestern zerknittertes Frühjahr
Fault in der Achseln Bucht.

Und so mischen die Völker
Groß sich einst zündender Landschaft.
Morgen (... einsaugend Nacht-Wüste
Oase...) laßt schlürfen uns voll!!!

„: – Wie sehne ich mich Fels-Geschwür nach Meer,
Darin ich untertauchend mich versenke.
Auf meinem Rücken bluten Völker schwer.
Die Enziantiefen aber lieb ich sehr:
Paläste zaubrischer Korallgeschenke.

Daß ich, gelöst vom Grund, ein Schiff mich aufwärts schwenke,
Der Äther erzene Stürme durch . . . o immer näher!
Schon blüht mein Fleisch. Es tönen die Gelenke.
Gestirne schweben Engel um mich her. –
Ich darf mich leicht im ewigen Tanze drehen.

Des Mundes Schwefelrauch entquoll zur Fahne,
Die sich verbreiternd – welcher Süße! – weht!!!
Die Stirngemäuer blitzen Licht-Altane.
Der Augen Trichter reinster Heimat-See.

Ich ward gerissen fort zum Strom der Gnade,
Da Tier lobt Mensch, und Mensch an Mensch verglüht.
In meinem Glanz die Kreaturen baden.
Brüder alle heißen sie . . . !!!"

ALBERT VERWEY: VON MENSCH ZU MENSCH

Über alle Grenzen
Wissen gute Menschen
Sich zu finden.

Nicht nach Sprachen fragen,
Suche sie an dich zu binden,
Nirgends dann versagen,
Die mit dir empfinden.

Hast du viel verloren,
Bleibst doch dir erkoren
Und hast schenkend dich versprüht,
Dann wird All-Verlangen,
Balde All-Empfangen
Und dein Schmerz gleich einem Dornbusch blüht.

Alle Herzen suchen
Herzen, die sie minnen,
Abgesprengt verfluchen
Manche ihr Beginnen;
Andre danken, wenn die flüchtge Freude sprießt,
Doch ihr Dank noch denen huldigt, die gestorben,
Und die Wärme, die tief innen sie erworben,
Als ein neues Glück von Tod zum Leben fließt.

Aus dem Holländischen von Paul Cronheim

Bücher der Zeit
aus dem
Insel-Verlage

Der Moral erstes Gesetz ist: Bilde dich selbst,
und ihr zweites: Wirke auf andere
durch das, was du bist.

WILHELM VON HUMBOLDT

Das nachstehende Verzeichnis enthält den größten Teil der Bücher lebender oder unlängst gestorbener Dichter. Das vollständige Verlagsverzeichnis des Insel-Verlages ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst unentgeltlich zu beziehen.

D I C H T U N G E N

HERBERT ALBERTI

AGRIPPINA. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

GEDICHTE. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ

PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 10.—.

ERNST BERTRAM

GEDICHTE. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

OTTO JULIUS BIERBAUM

DER NEUBESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Gedichte und Lieder. Vignetten, Zierleisten und Einband von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 56.—60. Tausend.* Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.50; in Leder M. 5.—.

RUDOLF G. BINDING

GEDICHTE. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.50.

GEDICHTE. 200 Exemplare: 15 Exemplare auf Japan-Papier, in Leder *(vergriffen);* 185 auf van Gelder-Handpapier, in Pergament M. 22.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

DIE GEIGE. Vier Novellen. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.50.

DER OPFERGANG. Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 23.) *31. bis 40. Tausend.* In Pappband M. —.60.

Übertragungen:

GABRIELE D'ANNUNZIO: DIE AUFERSTEHUNG DES KENTAUERN. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

GABRIELE D'ANNUNZIO: DAS SCHIFF. Tragödie in einem Vorspiel und drei Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 6.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Pappband M. 3.50; in Leder M. 8.—.

TILLIER: MEIN ONKEL BENJAMIN. Humoristischer Roman. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

RUDOLF BORCHARDT

DAS BUCH JORAM. Geheftet M. 1.—; in Halbpergament M. 2.—.

MARTIN BUBER

DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Geheftet M. 3.—; in Halbleder M. 5.—.

In Vorbereitung:

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN.

Übertragungen:

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—; in Leder M. 7.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—.

FERRUCCIO BUSONI

ENTWURF EINER NEUEN ÄSTHETIK DER TONKUNST. (Insel-Bücherei Nr. 202.) In Pappband M. —.60.

HANS CAROSSA

GEDICHTE. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Geheftet M. 2.—; in Halbleder M. 3.50.

DIE FLUCHT. Ein Gedicht aus Doktor Bürgers Nachlaß. (1916 erschienen.) In Pappband M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

DEUTSCHE CHANSONS

(Brettllieder) von *Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel, Gustav Falke, Ludwig Finckh, A. W. Heymel, Arno Holz, Detlev von Liliencron, R. A. Schröder, Frank Wedekind, Ernst von Wolzogen. 76.—85. Tausend.* Geheftet M. 1.—; in Pappband M. 1.50; in Leder M. 3.—.

THEODOR DÄUBLER

DAS STERNENKIND. (Insel-Büch. Nr. 188.) In Pappband M. —.60.

GEORGES EEKHOUD

BURCH MITSU. Erzählung. Übertragen von *Jean Paul von Ardeschah.* (Insel-Bücherei Nr. 216.) In Pappband M. —.60.

BENNO GEIGER

GESAMMELTE GEDICHTE. Geheftet M. 4.50; in Halbpergament M. 6.—.

ANDREAS GILDEMEISTER

GANYMED. Eine Dichtung. Geheftet M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

PER HALLSTRÖM

EINE ALTE GESCHICHTE. Roman. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

FLORENTINISCHER ABENDTRAUM. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

FRÜHLING. Roman. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

EIN GEHEIMES IDYLL und andere Novellen. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

DREI NOVELLEN: Thanatos; Der Kuckuck; Dornröschen. (Insel-Bücherei Nr. 64.) In Pappband M. —.60.

EIN SCHELMENROMAN. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

DER TOTE FALL. Ein Roman. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

VERIRRTE VÖGEL. Novellen. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

DIE VIER ELEMENTE. Erzählungen. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

Sämtlich autorisierte Übertragungen aus dem Schwedischen von *Marie Franzos.*

ERNST HARDT

AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. *Zweite Auflage* Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. *11.–15. Tausend.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

JOSEPH KAINZ. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 1.50. *Vorzugsausgabe:* 50 Exemplare auf Japanbütten in Leder M. 12.—.

DER KAMPF. Ein Schauspiel in vier Akten. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

NINON VON LENCLOS. Drama in einem Akt. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

KÖNIG SALOMO. Drama. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 59 Exemplare aut Handpapier, in Pergament M. 20.—.

TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. *Siebente Auflage (26.–28. Tausend).* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50.

AN DEN TOREN DES LEBENS. Eine Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 13.) *31.– 40. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

TOTE ZEIT. Drama in drei Aufzügen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.—.

Übertragungen:

BALZAC: Die Geschichte der Dreizehn (Ferragus; Die Herzogin von Langeais; Das Mädchen mit den Goldaugen). Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

FLAUBERT: DREI ERZÄHLUNGEN. (Ein schlichtes Herz; Die Sage von Sankt Julianus; Herodias.) *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

ROUSSEAUS BEKENNTNISSE. Vollständige Ausgabe in einem Band. In Leder M. 8.—.

VOLTAIRE: CANDID. Eine Erzählung. Mit 24 Originalholzschnitten (12 Vollbildern und 12 Initialen) von *Max Unold.* 800 numerierte Exemplare: Nr. 1–30 auf Chinapapier, in Leder *(Handeinband)* M. 50.—; Nr. 31–800 in Halbpergament M. 12.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. In Leder M. 10.—.

Inhalt: Der Weiße und der Schwarze — Hans und Klaas — Die Prinzessin von Babylon — Die beiden Getrösteten — Candid — Scarmentado — Zadig — Mikromegas — Der Harmlose.

HESPERUS

Ein Jahrbuch, mit Beiträgen von *Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Borchardt* und *Rudolf Alexander Schröder.* Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—; in Pergament M. 10.—.

Aus dem Inhalt: Freie Übertragung der Alkestis des Euripides von *Hugo von Hofmannsthal.* Stefan Georges Siebenter Ring von *Rudolf Borchardt.* Übertragungen aus Homer von *Rudolf Alexander Schröder.* Silvia im „Stern“, Fragment von *Hugo von Hofmannsthal.* Aus dem deutschen Dante von *Rudolf Borchardt.* Gedichte von *Rudolf Borchardt* und *Rudolf Alexander Schröder.* Pindarübertragung von *Rudolf Borchardt.*

ALFRED WALTER HEYMEL

GESAMMELTE GEDICHTE 1895–1914. In Halbpergament M. 6.–. 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, mit der Hand in Leder gebunden M. 30.–.

SPIEGEL, FREUNDSCHAFT, SPIELE. Studien. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

Übertragung

MARLOWE: Eduard II. Tragödie. (Insel-Bücherei Nr. 118.) In Pappband M. –.60.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

ALKESTIS. Trauerspiel nach Euripides. Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–.

KLEINE DRAMEN. Zwei Bände. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 8.–; in Halbpergament M. 12.–.

DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. *21.–25. Tausend.* Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.–.

Inhalt: Gedichte; Der Tod des Tizian; Prologe und Trauerreden; Das kleine Welttheater; Vorspiele; Tor und Tod; Der weiße Fächer; Kaiser und Hexe; Die Frau im Fenster; Das Bergwerk zu Falun.

DIE GESAMMELTEN GEDICHTE. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–.

DER TOD DES TIZIAN. Idylle. (Insel-Bücherei Nr. 8.) *21.–30. Tausend.* In Pappband M. –.60; in Leder M. 3.–.

DER TOR UND DER TOD. Ein dramatisches Gedicht. *Liebhaber-Ausgabe* in 300 numerierten Exemplaren mit drei radierten Vignetten von *E. R. Weiß:* Nr. 1–50 in Kalbleder (Handeinband von *A. Köllner* in Leipzig; *vergriffen*); Nr. 51–300 in Leder M. 20.–.

DER TOR UND DER TOD. Ein dramatisches Gedicht. (Insel-Bücherei Nr. 28.) *31.–40. Tausend.* In Pappband M. –.60; in Leder M. 3.–.

VORSPIELE. (Prolog für ein Puppentheater; Vorspiel zur Antigone des Sophokles; Prolog zur Lysistrata des Aristophanes.) Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von *Edward Gordon Craig.* 800 numerierte Exemplare. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Pergament mit Seidenvorsatz M. 50.—; Nr. 51 bis 800 auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 20.—.

DAS KLEINE WELTTHEATER ODER DIE GLÜCKLICHEN. *11.—15. Tausend.* (Insel-Bücherei Nr. 78.) In Pappband M. —.60.

Von Hofmannsthal herausgegeben:

DEUTSCHE ERZÄHLER. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—. *Vorzugsausgabe:* 100 Exemplare auf Chinapapier, in Kalbleder M. 60.—.

ÖSTERREICHISCHER ALMANACH AUF DAS JAHR 1916. Kartoniert M. —.75.

ÖSTERREICHISCHE BIBLIOTHEK. Bisher 20 Bände erschienen. Jeder Band in Pappband M. —.60. *(Siehe besonderes Verzeichnis.)*

ARNO HOLZ

PHANTASUS. (1916 erschienen.) In Halbleinen M. 24.—; in Halbpergament M. 30.—.

DIE BLECHSCHMIEDE. Ein satirisches Epos. Mit Zeichnungen von *Julius Diez. (Zurzeit vergriffen.)*

RICARDA HUCH

DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. *3.—5. Tausend.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

DIE GESCHICHTEN VON GARIBALDI. Historischer Roman. Zwei Bände. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

Band I: Die Verteidigung Roms. Band II: Der Kampf um Rom. Jeder Band ist einzeln käuflich: geheftet M. 5.—; in Leinen M. 6.—.

DAS JUDENGRAB. AUS BIMBOS SEELENWANDERUNGEN. Erzählungen. (Insel-Bücherei Nr. 193.) In Pappband M. —.60.

GOTTFRIED KELLER. (Insel-Bücherei Nr. 113.) *11.—20. Tausend.* In Pappband M. —.60.

DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. *7.—9. Tausend.* Geheftet M. 10.50; in Leinen M. 15.—; in Halbleder M. 20.—.

LEBENSLAUF DES HEILIGEN WONNEBALD PÜCK. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 58.) *21.–30. Tausend.* In Pappband M. –.60; in Leder M. 3.–.

LIEBESGEDICHTE. (Insel-Bücherei Nr. 22.) *31.–40. Tausend.* In Pappband M. –.60; in Leder M. 3.–.

LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. (1916 erschienen.) Geheftet M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–.

MERKWÜRDIGE MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM ZEITALTER DES RISORGIMENTO. *(Neue Auflage in Vorbereitung.)*

DER LETZTE SOMMER. Erzählung in Briefen. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" *fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Roman. *Sechste Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. *4.–6. Tausend.* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50.

Von Ricarda Huch eingeleitet:

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

GRAF WOLF VON KALCKREUTH

GEDICHTE. (Aus dem Nachlaß herausgegeben.) Geheftet M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–.

Übertragungen:

BAUDELAIRE: DIE BLUMEN DES BÖSEN. Titel-, Vignetten- und Einbandzeichnung von *H. Wilh. Wulff.* 850 numerierte Exemplare. In Leder M. 7.–.

VERLAINE: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 4.–.

RUDOLF KASSNER

VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 4.–.

DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. *Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50.

DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50.

DIE CHIMÄRE. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 4.—.

MELANCHOLIA. *2. Auflage.* Geheftet M. 5.—; in Leinen M. 7.—.

Übertragung:

GOGOL: DER MANTEL. Eine Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 24.) *16.—20. Tausend.* In Pappband M. —.60.

GERHARD OUCKAMA KNOOP

GEDICHTE. Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.50.

DAS ELEMENT. Roman. Mit Umschlag nach altvenezianischem Muster. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.50.

SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. Roman. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

SEBALD SOEKERS VOLLENDUNG. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

HEINRICH E. KROMER

GUSTAV HÄNFLING. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 5.—.

SELMA LAGERLÖF

GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Vollständige Übertragung von *Mathilde Mann. Liebhaberausgabe* in zwei Bänden. In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 10.—.

GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Vollständige Übertragung von *Mathilde Mann. Wohlfeile Ausgabe.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

HEINRICH MANN

AUFERSTEHUNG. Eine Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 62.) In Pappband M. —.60.

DAS HERZ. Sieben Novellen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.50.

DIE RÜCKKEHR VOM HADES. Sechs Novellen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.50.

DIE KLEINE STADT. Ein Roman. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

MAX MELL

DIE DREI GRAZIEN DES TRAUMES. Fünf Novellen. Geheftet M. 1.50; in Pappband M. 2.—.

GEORG MUNK

IRREGANG. Roman. (1916 erschienen.) Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

FRIEDRICH NIETZSCHE

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA. EIN BUCH FÜR ALLE UND KEINEN. Monumentalausgabe. Ausstattung von *Henry van de Velde*. 500 numerierte Exemplare auf van Gelder-Büttenpapier, in Pergament M. 90.—.

DIONYSOS-DITHYRAMBEN. *Liebhaberausgabe* in 150 numerierten Exemplaren. Nr. 1—20 auf Pergament gedruckt, in Kapsaffianleder M. 200.—; Nr. 21—150 auf englischem Büttenpapier, in Leder M. 50.—.

WALTER PATER

DAS KIND IM HAUSE. Übertragen von *Felix Hübel*. Geheftet M. 1.—; in Halbpergament M. 2.—; in Ganzpergament M. 3.—.

MARIUS DER EPIKUREER. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von *Felix Paul Greve*. Geheftet M. 6.50; in Leinen M. 9.—; in Leder M. 12.—.

J. L. PEREZ

JÜDISCHE GESCHICHTEN. (Insel-Bücherei Nr. 204.) In Pappband M. —.60.

HENRIK PONTOPPIDAN

AUS JUNGEN TAGEN. Blätter aus einer Dornenkrone. (Insel-Bücherei Nr. 87.) In Pappband M. —.60.

HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von *Mathilde Mann*. *Dritte Auflage*. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

RAINER MARIA RILKE

DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bändchen. *Dritte Auflage*. Geheftet M. 4.50; in Pappbänden M. 6.—; in Leder M. 10.—

DAS BUCH DER BILDER. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

DAS BUCH DER BILDER. *Einmalige Vorzugsausgabe:* 250 Exemplare auf Hadernpapier, in Halbleder M. 20.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

ERSTE GEDICHTE. Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

DIE FRÜHEN GEDICHTE. Des Buches „*Mir zur Feier*“ *dritte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

NEUE GEDICHTE (aus den Jahren 1905—1907). *Dritte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

DAS MARIENLEBEN. (Insel-Bücherei Nr. 43), *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—. 200 numerierte Exemplare auf van Gelder-Papier: Nr. 1—50 nach einem Entwurf von *Henry van de Velde* in der *Großherzogl. Kunstgewerbeschule* in Weimar mit der Hand gebunden *(vergriffen)*; Nr. 51—200 in Leder gebunden M. 12.—.

REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.—.

DAS STUNDENBUCH. Mit Titel und Initiale von *Walter Tiemann. Neunte Auflage.* In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

DAS TÄGLICHE LEBEN. Drama in zwei Akten. Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.—.

DIE WEISE VON LIEBE UND TOD DES CORNETS CHRISTOPH RILKE. *73.—88. Tausend.* (Insel-Bücherei Nr. 1.) In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

Übertragungen:

ELIZABETH BARRETT-BROWNING: SONETTE AUS DEM PORTUGIESISCHEN. *2. Auflage.* In Halbpergament M. 4.—.

GIDE: DIE RÜCKKEHR DES VERLORENEN SOHNES. (Insel-Bücherei Nr. 143.) In Pappband M. —.60.

DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. In Pappband M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—; in Leder M. 6.—.

PORTUGIESISCHE BRIEFE. Die Briefe der Marianne Alcoforado. (Insel-Bücherei Nr. 74.) In Pappband M. —.60.

ARTHUR RIMBAUD

LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von *K. L. Ammer*, eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Bildnis Rimbauds in Heliogravüre. Geheftet M. 6.—; in Leinen M. 7.—.

ALBRECHT SCHAEFFER

ATTISCHE DÄMMERUNG. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

HEROISCHE FAHRT. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50.

PAUL SCHEERBART

KOMETENTANZ. Astrale Pantomime. Geheftet M. 1.50.

LIWÛNA UND KAIDÔH. Ein Seelenroman. Geheftet M. 2.—.

DIE GROSSE REVOLUTION. Ein Mondroman. Geheftet M. 3.—.

JOHANNES SCHLAF

IN DINGSDA. (Insel-Bücherei Nr. 20.) *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60.

FRÜHLING. (Insel-Bücherei Nr. 49.) *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

AN BELINDE. Gedichte. In Leinen M. 6.—.

DEUTSCHE ODEN. (Insel-Bücherei Nr. 66.) *11.—15. Tausend.* In Pappband M.—.60; in Leder M. 3.—.

GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 10.—.

HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

HEILIG VATERLAND. Kriegsgedichte. Geheftet M. —.30.

LIEDER AN EINE GELIEBTE. Mit einer Vignette des Verfassers. In Pappband M. 2.—.

SONETTE ZUM ANDENKEN AN EINE VERSTORBENE. IN ZEHN BÜCHERN. 200 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier mit Titelvignette vom Verfasser. In Halbpergament M. 20.—.

SPRÜCHE IN REIMEN. Mit Titelvignette, Umschlagrahmen und Zierleisten von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M. 4.—.

Übertragungen:

AUBREY BEARDSLEY: UNTER DEM HÜGEL. Eine romantische Novelle. Mit einer Zeichnung von *Beardsley. Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Leder M. 4.—.

GUIDO GEZELLE: GEDICHTE. (Insel-Bücherei Nr. 213.) In Pappband M. —.60.

HOMER: ODYSSEE. In Halbpergament M. 3.50; in Leder M. 5.—.

ALEXANDER POPE: DER LOCKENRAUB. Ein komisches Heldengedicht. Mit den neun Bildern und der Einbandzeichnung von *Aubrey Beardsley* in der Originalgröße. 800 Exemplare: Nr. 1—100 auf Japanpapier; in Kalbleder, in Seidenfutteral M. 40.—; Nr. 101—800 auf Büttenpapier, in Pappband M. 14.—.

WILLY SEIDEL

DER GARTEN DES SCHUCHAN. Novellen. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

DER SANG DER SAKÎJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. *3.—5. Tausend.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

YALI UND SEIN WEISSES WEIB. VOM KLEINEN ALBERT. (Insel-Bücherei Nr. 133.) In Pappband M. —.60.

HJALMAR SÖDERBERG

MARTIN BIRCKS JUGEND. Roman. Übertragen von *Francis Maro.* Geheftet M. 2.—; in Leinen M. 3.—.

HISTORIETTEN. Übertragen von *Francis Maro.* Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

KARL STAUFFER-BERN

FAMILIENBRIEFE UND GEDICHTE. Herausgegeben von *U. W. Züricher.* Mit einem Selbstporträt des Künstlers. Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

HEINRICH VON STEIN

GESAMMELTE DICHTUNGEN. Herausgegeben von *Friedrich Poske.* (1916 erschienen.) 3 Bände geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 12.—.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.

HELDEN UND WELT. Dramatische Bilder. Eingeführt durch *Richard Wagner.* In Leinen M. 3.—.

CARL STERNHEIM

DON JUAN. Eine Tragödie. Geheftet M. 5.—; in Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 15.—.

ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.—.

DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier in Leder M. 20.—.

BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

DER SNOB. Komödie in drei Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

STIJN STREUVELS

DIE ERNTE. Erzählung. Berechtigte Übertragung von *Rudolf Alexander Schröder.* In Pappband M. —.60.

DER ARBEITER. Erzählung. Berechtigte Übertragung von *Anton Kippenberg.* In Pappband M. —.60.

OTTO FREIHERR VON TAUBE

GEDICHTE UND SZENEN. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

NEUE GEDICHTE. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

DER VERBORGENE HERBST. Roman. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

Übertragung:

GABRIELE D'ANNUNZIO: IN MEMORIAM FRIEDRICH NIETZSCHE. Ode. 400 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pappband M. 7.—; in Pergament M. 12.—.

HERMAN TEIRLINCK

JOHAN DOXAS HEIRAT. Novelle. Berechtigte Übertragung von *Rud. Alex. Schröder.* (Insel-Bücherei Nr. 217.) In Pappband M. —.60.

REGINA ULLMANN

FELDPREDIGT. Dramatische Dichtung in einem Akt. (Insel-Bücherei Nr. 178.) In Pappband M. —.60.

EMILE VERHAEREN

AUSGEWÄHLTE WERKE IN DREI BÄNDEN.

I. Band: Emile Verhaeren, von *Stefan Zweig. Zweite Auflage.*

II. Band: Emile Verhaerens Gedichte, ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig. Zweite Auflage.*

III. Band: Emile Verhaerens Dramen (Helenas Heimkehr, Das Kloster, Philipp II.), übertragen von *Stefan Zweig. Zweite Auflage.*

Preis des *Gesamtwerkes* (drei Bände): geheftet M. 10.—; in Leinen M. 15.—; in Leder M. 20.—. *Einzelpreis* der Bände (die keine Bandbezeichnung tragen): geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

DIE GESICHTER DES LEBENS. Nachdichtung von *Erna Rehwoldt.* 550 Exemplare in Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

DIE GETRÄUMTEN DÖRFER. Nachdichtung von *Erna Rehwoldt.* 550 Exemplare in Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HELENAS HEIMKEHR. Drama. Nachgedichtet von *Stefan Zweig.* 300 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 15.—

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

LES HEURES DU SOIR. Urausgabe des französischen Textes der Gedichte. 500 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Halbleder M. 20.—.

DIE HOHEN RHYTHMEN. Übertragen von *Johannes Schlaf.* In Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HYMNEN AN DAS LEBEN. Nachdichtung von *Stefan Zweig.* (Insel-Bücherei Nr. 5.) *31.—35. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

DIE STUNDEN. Deutsch von *Erna Rehwoldt.* In Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

LES VILLAGES ILLUSOIRES. Mit 15 Radierungen von *Henry Ramah.* 230 Exemplare: Nr. 1—30 auf Japan, vom Dichter und Künstler signiert, in Leder (Handeinband der *Großherzogl. Kunstgewerbeschule* in Weimar) vergriffen; Nr. 31—230 auf van Gelder-Bütten, in Leinen M. 80.—; in Leder M. 120.—.

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE

DIR. Gedichte und Zeichnungen. *Zweite Auflage.* Mit vom Künstler neu gezeichnetem Einband und Vorsatzpapier. In Halbpergament M. 10.—.

KARL VOLLMOELLER

PARCIVAL. (Gedichte.) (Insel-Bücherei Nr. 115.) In Pappband M. —.60.

WIELAND. Ein Märchen in drei Akten. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.—.

Übertragungen:

GABRIELE D'ANNUNZIO: VIELLEICHT — VIELLEICHT AUCH NICHT. Roman. *7.—10. Tausend.* Geheftet M. 5.—; in Leinen M. 6.—.

MOLIÈRE: GEORGE DANDIN ODER DER BESCHÄMTE EHEMANN. Eine Komödie mit Tänzen und Zwischenspielen. Neu übertragen und für die deutsche Bühne eingerichtet von *Karl Vollmoeller.* Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.50.

ROBERT WALSER

FRITZ KOCHERS AUFSÄTZE. Mitgeteilt von *R. W.* Mit elf ganzseitigen Zeichnungen und Titelzeichnung von *Karl Walser.* Geheftet M. 3.50; in Leder M. 5.—.

WILHELM WEIGAND

DIE FRANKENTHALER. Roman. *Fünfte Auflage.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Halbpergament M. 5.—.

KÖNIGE. Ein Schauspiel in fünf Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

PSYCHES ERWACHEN. Ein Schauspiel in drei Akten. Geheftet M. 3.—.

DER RING. Ein Novellenkreis. Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—.

WENDELINS HEIMKEHR. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion. (Insel-Bücherei Nr. 167.) In Pappband M. —.60.

OSCAR WILDE

DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Ein Roman. Übertragen von *Hedwig Lachmann. 6.—15. Tausend.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 41.—50. Tausend.* In Pappband M. 3.—; in Leder M. 9.—.

GEDICHTE. (Die Sphinx; aus den „Poems".) Übertragen von *Gisela Etzel.* Mit Titelholzschnitt von *Marcus Behmer.* Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—.

ZWEI GESPRÄCHE VON DER KUNST UND VOM LEBEN. Übertragen von *Hedwig Lachmann.* Geheftet M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

SALOME. Tragödie in einem Akt. Übertragen von *Hedwig Lachmann. Fünfte Auflage.* Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

IN MEMORIAM OSCAR WILDE. („Lehren und Sprüche", „Gedichte in Prosa", von *Wilde;* Essays über Wilde von *Erneste la Jeunesse, Arthur Symons, André Gide* und *Franz Blei.) Dritte, vermehrte Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

JOSEF WINCKLER

EISERNE SONETTE. Der Nylandwerke. I. Band. (Insel-Bücherei Nr. 134.) In Pappband M. —.60.

MITTEN IM WELTKRIEG. Gedichte. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50.

WILLIAM BUTLER YEATS

ERZÄHLUNGEN UND ESSAYS. Eingeleitet und übertragen von *Friedrich Eckstein.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

EMILE ZOLA

(sämtlich in einzig berechtigten Übertragungen)

FRUCHTBARKEIT. Roman in 6 Büchern. In Leinen M. 4.—.

WAHRHEIT. Roman in 4 Büchern. In Leinen M. 4.—.

ARBEIT. Roman in 3 Büchern. In Leinen M. 4.—

ROM. Roman. In Leinen M. 4.—.

LOURDES. Roman. In Leinen M. 4.—.

PARIS. Roman. In Leinen M. 4.—.

DAS GELD. Roman. In Leinen M. 4.—.

DOKTOR PASCAL. Roman. In Leinen M. 4.—.

DER ZUSAMMENBRUCH (Der Krieg von 1870/71). Roman. In Leinen M. 4.—.

GUSTAV FLAUBERT. Berechtigte Übertragung. (Insel-Bücherei Nr. 205). In Pappband M. —.60.

STEFAN ZWEIG

BRENNENDES GEHEIMNIS. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 122.) *11.—15. Tausend.* In Pappband M. —.60.

ERSTES ERLEBNIS. Vier Erzählungen aus Kinderland. *(2. Auflage in Vorbereitung.)*

DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. *(2. Auflage in Vorbereitung.)*

DAS HAUS AM MEER. Schauspiel in zwei Teilen (drei Aufzügen). Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.—.

TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Mit Kopfleisten nach *John Flaxman.* Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.—.

DER VERWANDELTE KOMÖDIANT. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.—.

KUNSTBÜCHER BRIEFE, ESSAYS

HERMANN BAHR

ESSAYS. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—. Aus dem Inhalt: Leonardo — Goethe — Whitman — Tolstoi — Brahms — Sven Hedin — Richard Strauß — Thomas Mann — Modernisten — Natur — Hauskunst — Volksbildung — Die Zukunft des deutschen Studenten — Gegen die große Stadt — Theaterfragen — Rollenverweigerung — Das Recht der Schauspieler — Friedrich Haase u. a.

DIALOG VOM MARSYAS (Insel-Bücherei Nr. 67). In Pappband M. —.60.

KURT GLASER

DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Mit 24 Bildertafeln. Geheftet M. 8.50; in Halbpergament M. 10.—.

LUDWIG VON HOFMANN

TÄNZE. Zwölf Originallithographien. Mit einem Prolog von *Hugo von Hofmannsthal.* 200 numerierte Exempl. In Mappe M. 200.—.

EUGEN LÜTHGEN

BELGISCHE BAUDENKMÄLER. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 3.50.

FRIEDRICH NIETZSCHE

GESAMMELTE BRIEFE. Fünf Teile (in sechs Bänden). Geheftet M. 48.—; in Leinen M. 56.—; in Halbleder M. 64.—.

Teil I: Briefe an Wilhelm Pinder, Gustav Krug, Paul Deussen, von Gersdorff, Dr. Carl Fuchs, Frau Marie Baumgartner, Frau Louise O., Freiherrn von Seydlitz, Bürgermeister Muncker, Theodor Opitz, Karl Knortz, Frau Professor Vischer-Heußler, Freifrau von Seydlitz, Dr. Otto Eiser, Dr. Romundt, Frau Appellationsrat Pinder. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Peter Gast.* Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 11.—.

Teil II: Briefwechsel mit Erwin Rhode. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll.* Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 11.—.

Teil III: Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, H. v. Stein, G. Brandes, H. v. Bülow, H. v. Senger, Malvida von Meysenbug. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*, *Curt Wachsmuth* und *Peter Gast.* Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 11.—.

Teil IV: Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von *Peter Gast.* Geheftet M. 9.—; in Leinen M. 10.—.

Teil V, zwei Bände: Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche.* Geheftet M. 12.—; in Leinen M. 14.—.

Alle Teile sind auch einzeln zu beziehen.

BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von *Dr. Richard Oehler* und *Carl Albrecht Bernoulli*. Einbandzeichnung von *Walter Tiemann*. Geh. M. 8.—, in Leinen M. 11.—.

BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 5.—.

RAINER MARIA RILKE

RODIN. Mit 96 Vollbildern nach Skulpturen und Handzeichnungen *Rodins. 11.—15. Tausend.* In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

KARL SCHEFFLER

ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 ganzseitigen Abbildungen. *4.—6. Tausend.* Geh. M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—.

Aus dem Inhalt: Die Moral der Qualität — Das Glück der Gegenwart — Die Seele des Wetters — Die Drehorgeln — Die Ethik der Feste — Vom Umgang mit Künstlern — Inhalt und Form — Vom Wesen des Grotesken — Der Christbaum als Kunstwerk — Poetische Gerechtigkeit — Kunstgefühl und Staatsgefühl — Zur Psychologie der politischen Parteien — Nationalphrasen — Die Jugend.

DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Vollbildern. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

Inhalt: Deutsche Gedankenmalerei: Arnold Böcklin, Max Klinger, Hans Thoma. Drei Deutsch-Römer: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. Impressionistische Naturanschauung. Fünf Zeichner: Daniel Chodowiecki, Joh. Gottfried Schadow, Franz Krüger, Adolf Menzel, Max Slevogt. Drei Wirklichkeitsmaler: Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Max Liebermann.

PARIS. Mit 71 Vollbildern. *Dritte Auflage.* Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

HENRY VAN DE VELDE. Vier Essays. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—.

DU SOLLST DEN WERKTAG HEILIGEN. Neun Essays. (Insel-Bücherei Nr. 147.) In Pappband M. —.60.

WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. (Erschienen 1916.) Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

HERMANN UHDE-BERNAYS

ANSELM FEUERBACH. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

HENRY VAN DE VELDE

ESSAYS. Mit Einbandzeichnung vom Verfasser. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

VOM NEUEN STIL. Mit Titelzeichnung vom Verfasser. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

AMO. (Insel-Bücherei Nr. 3.) *11.—20. Taus.* In Pappband M. —.60.

EMILE VERHAEREN

REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. *16.—20. Tausend.* Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

KARL VOLL

ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER MALEREI IN EINZELDARSTELLUNGEN. (Vollendet 1916.)

I. Band. Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

II. Band. Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

III. Band. Meister des 17. Jahrhunderts. Mit 29 Bildertafeln. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

EMIL WALDMANN

ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden. In Halbleinen M. 3.50.

OSKAR WALZEL

VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

Aus dem Inhalt: Lessings Begriff des Tragischen. Schiller und die Romantik. Clemens Brentano und Sophie Mereau. Goethes

„Wahlverwandtschaften" im Rahmen ihrer Zeit. Rheinromantik. Nikolaus Lenau. Die romantische Krankheit. Österreichische Lebenskünstler (Alexander von Villers, Graf Rudolf Hoyos). Marie von Ebner-Eschenbach. Ibsens Thesen.

RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Geheftet M. 1.20; in Pappband M. 2.—.

HENRIK IBSEN. (Insel-Bücherei Nr. 25.) In Pappband M. —.60.

JAKOB WASSERMANN

DER LITERAT ODER MYTHOS UND PERSÖNLICHKEIT. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

WILHELM WEIGAND

STENDHAL UND BALZAC. Zwei Essays. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

Eingeleitet von Wilhelm Weigand:

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). Kart. M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

BÜCHER VON 1916

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN Erstes bis viertes Heft mit Zeichnungen von *Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Leopold von Kalckreuth und Max Slevogt. 16.—50. Tausend.* Jedes Heft 30 Pfennig.

ANTON BERGMANN

ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

DER BORN JUDAS

Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Erster Band: Von Liebe und Treue. Geheftet M. 4.50; in Pappe M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

GEORG BÜCHNER

GESAMMELTE WERKE, NEBST EINER AUSWAHL SEINER BRIEFE. Eingeleitet von *Wilh. Hausenstein*. In Pappband M. 4.—.

KARL VON CLAUSEWITZ

VOM KRIEGE. Um Veraltetes gekürzte Ausgabe, herausgegeben von *Arthur Schurig*. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 11.—.

HENDRIK CONSCIENCE

DER LÖWE VON FLANDERN. Vollständige Übertragung von *Severin Rüttgers*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

CHARLES DE COSTER

UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. *11. bis 20. Tausend.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

GOETHE

SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. 2 Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

SÄMTLICHE WERKE in 16 Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Kurt Jahn*, *Carl Schuddekopf*. In Leinen M. 75.—; in Leder M. 90.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN

DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

HÖLDERLIN

SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in 5 Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von *F. Zinkernagel*. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Band 2 und 3. Jeder Band in Halbleder M. 7.—.

VICTOR HUGO

NOTRE DAME VON PARIS. Übertragen von *Else von Schorn*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

DIE KÄMPFE UM DIE FESTE VAUX

Von Mitstreitern geschildert. Mit 43 Bildern. Geheftet M. 3.—.

KATHARINA II.

MEMOIREN. Wohlfeile Ausgabe. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Böhme*. Mit 16 Bildnissen. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

ERNST REISINGER

GRIECHENLAND. Landschaften und Bauten. Ein Werk von 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt mit Schilderungen deutscher Reisender (*Fr. Th. Vischer, Geibel, Hettner, Ed. Engel, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Isolde Kurz* u. a.). Gebunden M. 4.—.

CHRISTIAN REUTER

WERKE IN ZWEI BÄNDEN. Herausgegeben von *Georg Witkowski*. Einmalige Auflage von 800 Expl. In Halbpergament M. 30.—.

SPINOZA

BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE. Ausgewählt und herausgegeben von *J. Bluwstein*. Geheftet M. 4.50, in Halbleinen M. 5.50.

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN. Ein Roman in 15 Teilen mit einem Epilog. Übertragen von *H. Röhl*. 3 Bände in Leinen M. 9.—; in Leder M. 15.—.

EMIL WALDMANN

ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern. Gebunden M. 3.50.

FRIEDRICH WASMANN

EIN DEUTSCHES KÜNSTLERLEBEN. Von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Wohlfeile Ausgabe mit 105 Vollbildern in Lichtdruck. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Leinen M. 12.—.

INHALT DES ALMANACHS

Bilderbeilagen:

Umschlagzeichnung von Max Slevogt *
Druck der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig * Lithographie und Druck des
Umschlags von Meißner & Buch in Leipzig

